Der

T o d t e n t a n z.

Mit 48 Kupfern in treuen Conturen nach dem Original des Hans Holbein und dem Bildniss desselben, gestochen von dem Königl. Sächs. Kupferstich-Gallerie-Inspector Frenzel in Dresden.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

H.Holbein inv. G.Pfau fec. aq. fort. Frenzel termin. & direx. Dresd. 1830.

Der

Todtentanz.

Ein Gedicht

von

LUDWIG BECHSTEIN.

Mit 48 Kupfern in treuen Conturen nach H. Holbein.

LEIPZIG,
bei Friedrich August Leo.
1831.

Folge der Kupfer und Abtheilungen des Gedichtes der Todtentanz.

Die Folge der Bilder ist genau dieselbe, wie in den Originalausgaben, und nur die Benennung einiger verändert.

Ernst ist mein Lied; kein heitres Mährlein tönt
Zu sanften Lautenklängen, süss und weich;
Ernst ist mein Lied; der Scherze ganz entwöhnt
Ist meine Muse, und die Nacht ihr Reich.

Die Harfe rauscht, von dunklem Flor verhängt,
Gedämpften Tones nur im dumpfen Moll,
Und der Gestalten Wunderfülle drängt
Um mich, wie sie dem Meister einst entquoll.

Das heitre Leben, seine Lenzespracht,
Wird oft gefeiert, ich besang es auch;
Jetzt aber sing' ich einer andern Macht,
Starr ist ihr Blick und eiseskalt ihr Hauch.

„Und wirst Du Hörer finden solchem Sang?
Die Menschen lieben jenen Mahner nicht!
Sie wenden sich von Deinen Bildern bang
Und grausend weg, verwerfen Dein Gedicht!“

Ich werde Hörer finden meinem Sang,
Dess tröst' ich mich mit froher Zuversicht,
Und folge ruhig meinem innern Drang;
Und mit den Bildern lebt auch mein Gedicht.

1

1.

DIE SCHOEPFUNG.

Der Weltenkönig rief aus Nacht das Licht,
Gehorsam trat es vor sein Angesicht.
Er rief die Sonnen fern und nah,
Und Sonnen standen strahlend da.
Er rief den Cherubim und Seraphim,
Die schwebten her, und sanken hin vor ihm,
Anbetend demuthvoll und tief
Ihn, den Allmächtigen, der sie berief.
Gott aber war im ew'gen Lichtes Schein,
War bei den Cherubim und Seraphim allein;
Er sah die Sonnen tönend Kreise drehn,
Doch das war schon Jahrtausende geschehn,
Und einsam war der Herr. Vor ihren goldnen Stühlen
Lag knieend noch der Engel Schaar,
Und ihre Harfen rauschten wunderbar,
Gott aber wollte neue Vaterfreuden fühlen.

Und durch die Himmel donnerte sein Werde!
Das jubelten die Sphären alle nach,
Das jauchzte durch der Engel Harfenschlag,
Und unter'm Aether wölbte sich die Erde.
Das jüngste Kind der ew'gen Schöpfermacht
Lag schlummernd noch im stillen Schoos der Nacht,
Wie Rosen ruhn in grüner Knospen Hülle;
Da weckte sie des Lichtes Fülle.
Von Gottes Vaterkuss war eine Welt erwacht. —

Der Weltenkönig flog von seinem Wolkensitze
Herab auf einem siebenfarbnen Blitze;
Der Allerbarmer stand in Edens Wonnethal,
Und — wurde Mensch zum erstenmal.

Der ganze Himmel mit der Engelschaar
Zur Erde sanft herabgesunken war,
Und grüsste sie, und hielt, gleich einem lieben Gast,
Die blühende Gestalt umfasst.

Und Leben, Leben quoll aus allen Räumen,
Es jubelte von Edens grünen Bäumen,
Belebte Lüfte rauschten durch die Wipfel,
Lebend'ges Grün umarmte starre Gipfel,

Lebendig sprang aus hartem Fels die Quelle,
Es kos't und murmelte der Bäche Silberwelle;
Und Leben scherzte fröhlich in der Fluth,
Und Leben wiegte sich in Sonnenstrahlengluth.

Der Herr war Mensch geworden, königlich
Stand er, ein Bild, das keinem Bilde glich.
Zum Himmel schlug er auf den Vaterblick;
Sein Strahlenantlitz lächelt Engeln Glück.
Es spiegelt zauberhaft, wie im Krystall
In Gottes Vaterauge sich das All.

Da schuf der Herr, der ewig Gnadenreiche,
Ein Wesen, dass es seinem Bilde gleiche,
Sein Hauch belebte weichen Thon.
So ward der Mensch, und athmete das Leben;
Zur Wohnung ward der Erdball ihm gegeben,
Des Gottesgeistes und des Staubes erstem Sohn. —

Der erste Mensch, zum heitern Sein erwacht,
Sah um und neben sich der jungen Schöpfung Pracht;
Den Schattenhain, die bunte Blumenflur,
Das Leben rings der frohen Kreatur,
Und hob die Arme hoch mit kindischem Verlangen,
Die Sonne, wie die Wolken zu umfangen.

Der Vater sprach: „Du sollst der Erde Herrscher sein,
Doch einsam nicht, gleich mir, und nicht allein;
Ich will Dir die Gefährtin bringen!“ —
Wie Schlummerbanden nun den ersten Mann umfingen,
Erweckte Gott das Weib, der Schöpfung Meisterstück,
Und segnend trat der Herr von seinem Werk zurück.

Das Weib erwachte unbewusst,
Und wollte sinken an des Schöpfers Brust,
Zum Unnahbaren kindlich hingezogen;
Doch wie die Blicke himmelaufwärts flogen,
Da schien sein Bild in lichten Aetherhöh'n,
— Es war die Sonne — strahlenhell zu stehn.

Und wie geblendet sie die Blicke senkt,
Und ahnungsvoll des Daseins Wonnen denkt,
Sieht sie den Mann, der schlummereingewiegt
So hehr und schön an ihrer Seite liegt,
Auf grünen Kräutern an des Waldes Saum,
Und träumt des jungen Lebens ersten Traum;
Da weilt auf ihm ein sehnsuchtvoller Blick;
Ihn liebte Gott, und gab im Schlummer ihm das Glück.

2

2.

DIE VERBOTNE FRUCHT.

Der Lebensbaum des Paradieses blühte
In wunderreicher Pracht; des Weltenschöpfers Güte
Streut' allen Schmuck auf seine junge Welt.
Die Thiere waren traulich schon gesellt,
Und lagerten im kühlen Waldesschatten,
Und streiften über die smaragdnen Matten,
Und sangen froh im grünen Blätterzelt. —
Wie nun die Neugeschaffne sinnend stand,
Und ansah den Verwandten unverwandt,
Da regte sich in ihr ein süsser Trieb,
Sie fühlte schon: der Schläfer war ihr lieb.
Sie tritt ihm zögernd näher, leis und sacht,
Und kniet dann neben ihm, erfreut und lächelnd,
Ihr Odem weht an seine Wangen fächelnd,
Ihr Busen hebt sich höher — er erwacht.

O Himmelsanblick, wie nun Aug' in Auge strahlt,
Entzücken höher Beider Wangen malt,
Wie sie sich selig ansehn, sich umfassen,
Und nicht mehr von einander lassen,
Und Engeln gleich, so schuldlos und so schön,
Umschlungen durch den Garten Gottes gehn!

Die Schöpfung jauchzt, wie sich der Mensch, ihr König, zeigt;
Der Löwe kommt, und blickt ihn an — und schweigt;
Verwundert steht der Elephant von fern,
Und ahnt in jenen Beiden seine Herr'n;
Und friedlich kommt die Kreatur herbei,
Die Taube gurrt, es kreischt der bunte Papagei,
Mit Affen spielt der Hund, und die Gazelle lauscht
Aus dem Gebüsch hervor, das schlankes Wild durchrauscht.
Und Edens Blumen hauchen Balsamduft,
Und Schmetterlinge gaukeln in der Luft,
Lebend'ge Blüthen, reich an Farbenglanz,
Herabgefallen aus der Engel Kranz.
Und süss und labend bietet ungesucht
Den jugendlichen Wandrern sich die Frucht,
Und weich und schwellend ladet grünes Moos,
Am Rand der Quellen in der Ruhe Schoos.

Da neigt die Sonne sich dem Westen zu,
Und die Geschöpfe suchen schon die Ruh.
Zur stillen Meerbucht schwimmt der weisse Schwan,
Und purpurflammend glüht der Ozean.

Das Menschenpaar, das sich umschlungen hält,
Umarmt sich fester, stiller wird die Welt.
Die Sonne sinkt — ach! jener Hände breiten
Sich nach dem holden Schein, der dort verglüht,
Sie lassen über's Meer die Sehnsuchtblicke gleiten,
Und Wehmuth zieht in ihr Gemüth.
Der Baum des Lebens rauscht im Abendwehen,
In Purpurtinten glänzen ferne Höhen,
Und wie der Menschheit erste Zähre fliesst,
Wird sie vom ersten Liebeskuss versüsst.
Noch keine Sprache thut in Tönen kund
Der wonnevollen Herzen heil'gen Bund;
Sie haben sich, nur sich, und halten sich so treu,
Als ob die Nacht das Grab des Lebens sei.
Die Jungfrau kos'te sanft ein weisses Lamm,
Und dachte den Gedanken: Bräutigam.
Der Jüngling hat sie lächelnd angeschaut,
Und in der Seele klang's ihm: Meine Braut!
Und ihrer Lieb' unausgesprochner Gruss
Vereinte sie zum flammenheissen Kuss;

Sie sanken hin, ein treuvereinter Leib,
Und waren — Mann und Weib. —

Gebrochen war die Frucht vom Lebensbaume,
Durch dessen Laub sich eine Schlange wand;
Die Schlange hiess Genuss, und gab im schönen Traume
Die Himmelsfrucht in Menschenhand.
Ein neuer Lebenskeim entstand im Mutterschoos;
Entschieden war der Menschheit Loos.

Wo sich fortbildend Leben selbst erschafft,
Stirbt im Genuss die gottgeborne Kraft;
Das ist der Spruch des Ewigen: Entstehen,
Sich gatten, Gleiches zeugen, und vergehen!
Was Leben athmet auf der Erdenbahn,
Ist des Gebotes Unterthan.
Ob auch ein Paradies verblüht,
Wenn Leben sich in Leben tauchend glüht,
Der Allmacht Wille zeichnet unsern Lauf,
Und Aelternfreude wiegt ein Eden auf.

3.

DAS VERLORNE PARADIES.

O Rosentraum voll Paradieseswonnen,
Den Unschuld, Jugend, Liebe selig träumt,
Den Wolken gleichst du, abendgoldumsäumt,
Ein Augenblick — dann ist der Glanz zerronnen.
Wer trat sie an des Lebens Pilgerschaft,
Und wurde nicht vom Zeitsturm fortgerafft?
Er reisst uns aus dem warmen Blüthenzelt
Der Kindheit grausam in die kalte Welt.
Er stösst uns aus der Jugend stillem Haus
In das Gewühl des lauten Markts hinaus,
Er wirft uns in ein wogenrollend Meer,
Wir schiffen dort auf morschem Kahn umher,
Und Keiner fragt, ob uns ein Rettungssteuer blieb?
Ob uns der Sturm auf Felsenklippen trieb? —
Der Hauch der Zeit ist ein vernichtend Wehen,
Von dem die Frühlinge vergehen;

Er ist der Cherub mit dem Flammenschwert,
Der unser Lebensparadies verheert. —

Das Leben war ein Kind, das unter Blumen spielte,
Harmlos, im Morgenroth, und kannte nicht den Schmerz;
Noch gab es keinen Schmerz; der Engel Unschuld kühlte
Mit Rosen ihm die Stirn', und trug es himmelwärts.
Zur Jungfrau nun erwuchs das Leben bald, und fühlte,
Und sehnte liebend sich an Gottes grosses Herz.
Da kam die Zeit, ein alter, grauer Greis,
Der schloss in seinen Arm das jugendliche Leben;
Vergebens strebt' es, ihm zu widerstreben,
Es blieb in seiner Macht, und gab ihm alles Preis.
Und fort und fort erneut sich dieser Raub;
Der Zeit Gigantenschritt zermalmt zu Staub
Was er auf seinen Pfaden findet,
Und Monumente, für die Ewigkeit gegründet,
Bricht er, wie von dem Baum ein welkes Laub. —

Das Leben stönte bang im Mutterschmerz,
Ein krampfhaft Zittern wühlt in seinem Schoos,
Und kroch herauf, und griff ihm kalt ans Herz;
Da rang sein Kind, da rang der Tod sich los.

Mit Hohngelächter trat er an das Licht,
Das Leben bebte vor dem starren Angesicht,
Und reicht' ihm keine Brust, und stiess ihn aus,
Entsetzen sah aus ihm, und Nacht und Graus.
Und wie das Leben kummerahnend weint,
Flucht' ihm sein Kind, und blieb der Mutter ewig feind.
In eine Wüste floh die schreckliche Gestalt;
Trostloser Oede war sie ja verwandt,
Sie bleichte sich am glüh'nden Sonnenbrand,
Und blieb doch eiseskalt. — —

Das erste Menschenpaar, das noch umschlungen lag,
Begrüsst' erwachend einen unheilvollen Tag.
Gewitterschwangre Wolken thürmten sich,
Und Donner rollten fürchterlich.
Verzagend sanken jene nieder,
Und zitterten, erhoben dann sich wieder,
Und irrten weinend, ohne Ziel umher.
Vom Himmel stürzte sich ein Regenmeer,
Glührothe Blitze fuhren in die Palmen,
Geknickt zu Boden neigten sich die Halmen,
Des Meeres Wogen grollten dumpf und fern,
Und übern Erdkreis flog der Ruf des Weltenherrn.
Die Wolken senkten sich herab zum Wald,
Durchflammt von einer zürnenden Gestalt,

Die schön und schrecklich anzusehen war,
Vor ihrem Anblick floh das erste Menschenpaar,
Entsetzt, verwirrt, in tiefen Finsternissen,
Vom Sturmeswehn gewaltsam fortgerissen.
Der Boden bebt von des Gewitters Macht,
Der Sonne Licht birgt sich in Wolkennacht. —

Du armes Paar, warum so bitt'res Leid
Auf Dich gehäuft nach kurzer Seligkeit?
Was war Dein Sündigen, was Dein Verschulden? —
Wem früh das Glück gelacht, muss oft am Abend dulden;
Das reinste Glück vernichtet die Begier,
Und dieser Fluch ward schon erfüllt an Dir. —

Und wie sie jammernd fliehn, die unglücksel'gen Gatten,
Hängt sich an ihren Schritt ein fürchterlicher Schatten,
In dessen grause Macht sie nun gegeben sind;
Es ist des Lebens ausgestossnes Kind.
Doch noch ein Trostesstern in ihren Jammer scheint,
Was sie auch trifft, sie dulden es — vereint.

4

4.

GEBURT UND TOD.

Gott kann nicht zürnen! Gleich dem treuen Hirten
Folgt sein Erbarmen liebend dem Verirrten.
Wie seine Sonne scheint mit gleichem Segensstrahl
Auf Lybiens glüh'nden Sand, auf Kaschmirs Wonnethal,
So breitet segnend über Meer und Land,
Selbst über Wüsten sich die treue Vaterhand.

Verzage nicht, Du junges Menschenpaar,
Die Wetterwolke weicht, der Himmel lächelt klar.
Und ob die Flamme Dich aus Eden zürnend stiess,
Wo treue Liebe weilt, da blüht das Paradies. —

Wo drückt so sehr ein Schmerz, der nicht allmälig heilt,
Wenn eine Seele nur ihn mit uns trägt, ihn theilt?

O Mitgefühl, Du Menschheitgenius!
Du bist für Seelenwunden Balsamkuss,
Du bist im Dornenkranz des Leids die Liebesrose,
Herabgesunken von des Allerbarmers Schoose,
Du bist die Thräne, die des Seraphs Auge füllt,
Wenn sich der Menschen Glück in Donnerwolken
hüllt! —

Der Mangel weckt die Kraft, Ruh wird zum
Ueberdruss,
Und für ein holdes Weib wird Arbeit selbst Genuss.
Das Glück begleitet sanft der ersten Menschen Schritte,
Von Palmenzweigen wölbt sich bald die Schattenhütte;
Die Felsengrotte, blätterüberstreut,
Vor Elementenwuth die sichre Zuflucht beut.
Und immer inniger und fester schliesst dem Mann
Das Weib, das zärtlichliebende sich an.
Sie nimmt aus seiner Hand die Jägerbeute,
Und froher wird er, wenn er sie erfreute.
Er ruht in ihrem Arm, und doppelt süss erquickt
Die Frucht, die sie für ihn gepflückt.

Bald fühlt das Weib sich wunderbar bewegt,
Als sich in ihrem Schoos das neue Leben regt.
Sie weiss es nicht, was sie geheimnissvoll erschüttert,
Das Beben ist ihr fremd, das sie durchzittert,

In ahnungsvollen Träumen, licht und zart,
Wird ihr vielleicht die Zukunft offenbart. —

Die heil'ge Stunde kam, hoch schlug des Weibes Herz —
Ein Schauer — und ein heisser Schmerz —
Und als sie hülflos lag, in bangen Wehen,
Da stiegen Engel nieder, ungesehen,
Und dienten ihr, und legten leis und lind
An seiner Mutter Brust das erste Menschenkind. —

Wer malt das Staunen, wer ermisst die Wonnen,
Die hohe Lust der Gatten, Brust an Brust?
Nun hat ihr Leben erst begonnen,
Nun sind sie sich des Glücks, des Daseins erst bewusst.
Und ob sie kaum den Weltenlenker ahnen,
Sie jubeln doch, sie segnen ihr Geschick,
Und seligfroh fliegt zu den Wolkenbahnen
Voll warmen Dankgefühls ihr feuchtverklärter Blick.
Nun wird die Mühe doppelt süss;
Des Kindleins Lächeln weckt ein neues Paradies,
Weckt eine neue Welt voll fröhlicher Gedanken;
Wie um den Ulmenbaum sich junge Reben ranken,

So schlingt das Zauberband der Sympathie
Sich um die drei vereinten Herzen,
Sie wissen schon den Harm hinweg zu scherzen,
Und Liebe fesselt sie mit göttlicher Magie.

Ach, dass kein Glück hienieden dauernd blüht!
Dass jede Rose welkt, und jede Lust entflieht!
Die Jahre kommen und entschwinden,
Und jegliches verheisst uns Glück;
Ihr dürft Euch nicht an die Verheissung binden,
Sie nehmen treulos stets ihr Wort zurück.

„Im Schweisse Deines Angesichts“ —
So klang der Spruch des zürnenden Gerichts:
„Sollst Du die Nahrung Dir gewinnen!“
Der Mensch gehorcht dem Spruch, und manche Tropfen rinnen.
Da gilt es Wälder auszuroden,
Urbar zu machen einen rauhen Boden;
Der Jahre werden mehr, die Kräfte sinken,
Und lauernd steht, mit schauerlichem Winken
Der bleiche Schatten — nah und näher schleicht
Er sich heran, bis er sein Ziel erreicht.
In seiner Wurzel wird das Leben untergraben;
Der starke Baum soll sich nicht mehr am Lichte laben,

Soll weichen einer jüngern Welt,
Die kräftig grünend sich um ihn gestellt.
Die Zeit ist um, sie will ihr Opfer haben,
Es stirbt der erste Mensch, die Rieseneiche fällt. —

5.

TRIUMPF DER TODESENGEL.

Das Opfer fiel. — Der Seher sieht es fallen,
Und sieht nach einem hochgewölbten Haus
Die bleiche Schaar der Todesengel wallen.

Da löschen alle Lebensflammen aus,
Mit Moder übertünchen sich die Mauern,
Aus ihnen duftet der Verwesung Graus.

Das Leben zittert unter Grabesschauern;
Der Fürchterlichen werden mehr und mehr;
Wenn sie frohlocken, muss die Menschheit trauern.

Durch alle Räume wogt das grause Heer,
Farblos, leblos, und doch bewegt, wie Schatten,
Graunvollen Anblicks, augenhöhlenleer.

Und kommen sie, das Opfer zu bestatten,
Um das die jugendliche Menschheit weint?
Den ersten Raub, den sie erbeutet hatten?

Den Sieg zu feiern, kommen sie vereint,
Den sie dem Leben endlich abgerungen;
Kaum fasst das Haus die Zahl, die hier erscheint.

Noch hat kein Ton den Riesenbau durchdrungen,
So voll, und doch so still — kaum ist ein Laut
Wie Rauschen welker Blätter drin erklungen.

Leer, ein Geripp' nur, ist das Haus erbaut,
Hohläugig starrend sieht man's düster ragen,
Von Nacht und feuchten Nebeln rings umgraut.

Tonwecker bringen Jene nun getragen;
Der Erdball ist auf Knochen hingestellt,
Und wird als Donnerpauke dort geschlagen.

Von solchem dumpfen Hall erbebt die Welt;
Weit strecken sie Posaunen und Drommeten,
Wie Meteore, blass vom Licht erhellt.

Das sind nur Feuerschweife von Kometen;
Und wollt Ihr hören den Triumpfgesang,
Und hören das Gebet, das Jene beten?

Es rollt und rauscht wie Sturm und Wogendrang,
Dumpfheulend, wimmernd, wie aus tiefen Grüften,
Wie von zersprungnen Glocken ist der Klang,

Und wie der Lärm der wilden Jagd in Lüften:

„Rauschet feiernde Gesänge,
Dröhnet Donnerharfenklänge
Aufwärts aus der Grabesenge!“

„Was auf Erden auch bestehe,
Sinkt und bricht im bangen Wehe,
Rufen wir ihm zu: Vergehe!“

„Wie der Erste uns verfallen,
Fiel mit ihm das Loos von Allen,
Die das Leben noch durchwallen!“

„Keinen werden wir verschonen,
Nicht in Hütten, nicht auf Thronen,
Waffen schirmen nicht und Kronen!“

„Schwacher Menschheit stolze Träume,
Ihrer Hoffnung Blüthenbäume,
Mordet unser Hauch im Keime!“

„Jeder Hader wird geschlichtet!
Jede Sünde wird gerichtet!
Jedes Leben wird vernichtet!“

„Ob auch Mancher kräftig strebe,
Ob er hundert Jahre lebe,
Endlich saftlos sinkt die Rebe!“

„Sei's die Blüthe, sei's die Traube,
Nie gesättigt von dem Raube,
Sammeln wir den Staub zum Staube!“

„Bis das Leben all erkaltet,
Bis der Erdball selbst veraltet,
Und die Urnacht wieder waltet!“ —

Da sah der Seher die Phantome schwinden,
Ein heller Blitz fuhr in die Schauernacht,
Als woll' er drinnen lichten Tag entzünden.

Und mit dem Tod rang eine Himmelsmacht;
Ein Kreuz erschien, hoch über allen Landen,
Und von dem Kreuze klang's: „Es ist voll-
bracht!"

Es war vollbracht; Christ lag in Todesbanden.
Der Weltenkönig starb für seine Welt,
Doch nach drei Tagen ist er auferstanden.

Es war vollbracht; der Drache war gefällt;
Der Sieger hat sich glorreich aufgeschwungen,
Und wird einst richten überm Sternenzelt.

Du frommer Heiland, hast den Tod bezwungen,
Den ewigen, durch Deinen Sühnungstod,
Und haben wir im letzten Kampf gerungen,

Blüht uns Dein Kranz im ew'gen Morgenroth.

6

6.

DER PAPST.

Ein düstrer Wolkenschleier hing
Tief über Zion, wo kein Auge wacht.
Ein hoher, stiller Wandrer ging
Betrachtend durch die Mitternacht.
Er blieb auf einem Berge stehen,
Und unnennbare Schauer wehen
Um ihn und vor ihm her, der stille Mann
Stand ernst auf Golgatha, und sann — und sann.

„Hier war es, hier, wo Du mich niederwarfst,
Der meinen Sieger Du Dich nennen darfst!
Erhabner, hast Du mich getödtet?
Ich beugte mich vor Deiner Majestät!
Du hast für Millionen Glück gesä't,
Von meinem Hauche wird die Welt verödet! —"

So sprach der Wandrer tief in sich hinein,
Und seufzt', als fass' ihn grimme Pein.

„Du thatest viel für diese Menschenbrut;
Du stiegst vom Himmelsthron, und wurdest ihres
Gleichen,
Da lechzten sie nach Deinem heil'gen Blut,
Und führten unter Geiselstreichen
Dich auf den Marterberg —“ der Wandrer unterbrach
Sein trübes Selbstgespräch durch einen wilden Ruf;
Wie nächt'gen Donner rollten ihn die Berge nach:
„Sie sind doch mein, ob sie der Herr zum Leben
schuf!
Vom ersten Anbeginn in meine Hand gegeben!
Ihr liebstes Theil ist mein, ich mag nach Mehr
nicht streben! —
Will auch gleich Dir, in Knechtgestalt mich kleiden,
Will zu den Hirten gehn, die Deine Heerden weiden,
Will sehen, ob sie mehr Dich fürchten, oder mich?
Du Milder freilich bist nicht fürchterlich!“ —

Der Wandrer schwieg. Wie graue Nebelschleier
So flatterte sein Mantel um ihn her;
Und aus dem Mantel hob sein nacktes Haupt sich
freier,
Sah es ein Sterblicher, dann athmet' er nicht mehr.
Er schritt hinweg, der Boden bebte leise
Von seinem Tritt — er ging auf wunderliche Weise;

Bald rasch und unaufhaltsam eilend,
Bald langsam, zögernd, und verweilend,
Wie uns der letzte Tag bald langsam überschleicht,
Bald uns im Sturmwindflug erreicht. —

Der Schattenpilger stand im Vatikan;
Er hatte sich gar würdig angethan.
Er trug den Stab des Kreuzes in der Hand,
Und eines Kardinals Gewand;
Dazu den Purpurhut mit seinen Doppelquasten,
Und sah nur etwas bleich, vielleicht von langem Fasten.
Da sass der Knecht der Gottesknechte,
Der Fürst der Christenheit auf einem hohen Thron,
Der unfehlbaren Kirche frommer Sohn,
Zum Schemel dienten ihm der Menschheit heil'ge Rechte.
Es waren ihm — im übermüth'gen Wahn —
Der Himmel, Erd' und Hölle unterthan,
Drum zierten auch das stolze Haupt drei Kronen.
Der Hölle dient' er selbst, beschwur Dämonen,
Und übte jeden Frevel frei;
Er hatte ja die Macht zu lösen und zu binden,
Und wälzte sich mit seiner Klerisei
In einem Pfuhl von gottverfluchten Sünden. —

Versammelt war die heil'ge Kuria,
Die Kardinäle standen da
Mit Erzbischöffen, mit Legaten, Diakonen,
Gar grossem Schauspiel beizuwohnen.
Ein freier Herrscher trat herein
Im Kaiserschmuck, mit kummervollen Zügen,
Dann sah man ihn dem Papst zu Füssen liegen,
Und küssen seinen Fuss. — Der stille Wandrer sprach:
„O ewigunerhörte, bittre Schmach!
Thut solches wol ein Hund im deutschen Reich
Dem deutschen Kaiser gleich? —"

Der Pontifex gebot dem Kaiser aufzustehn,
Krönt' ihn, und mit dem apostolischen Segen
Gab er sein freies Reich ihm väterlich — zu Lehn.
Hoch prangten überm Purpurthrone
Der Unschuld Lilien, wie zum Hohne.
Ein Dämon schwirrte mit des Bannes Strahlen
Durch das Gemach und trug die falschen Dekretalen.
Der Wandrer aber trat dem Papste schrecklich nah,
Warf ihn herab vom Stuhl — entseelet lag er da.
Schon lange lauerte der Hölle Fürst darauf,
Und fing den Geist des Knechts der Knechte Gottes auf. —

7.

DER KAISER.

Und wieder war es Nacht. Um Riesentrümmer
wallte
Der Vorzeit grauer Geist, dumpf rauscht' ein ferner
Strom.
Im Kolossäum stand der Wanderer, der Alte,
Und blickte nach dem alten Rom.
Die hohen Tempelzinnen starrten
Empor, gleich einer stillen Wächterschaar,
Versteinert viele tausend Jahr',
Die Auferstehung zu erwarten.
Das Wehn der Nacht durchflog die ungeheuern Räume,
Die Zeugen einer grossen Zeit;
Die Pappeln rauschten und die Lorbeerbäume,
Es ward vom Sturm ihr Laub auf manches Grab
gestreut.

Der bleiche Wandrer schwieg; er liebt es, dort zu weilen,
Wo von Ruinen ihm sein Bild entgegenquoll.
Wie Grabgesänge zog des Windes Heulen
Durch das Gemäuer, dumpf und trauervoll.
Der bleiche Schnitter stand auf einem Aerntefelde,
Wo seine Sichel Tausende gemäht,
Wo Roms Tyrannen Blut auf Blut gesä't,
Auf dass der Nachwelt Mund von ihrer Grösse melde.
Still, wie das todte Meer, lag die Campagna da,
Das sanfte Hügelland, besäet mit Ruinen,
Die durch den Flor der Nacht den Blicken kaum erschienen;
Da trat dem Wanderer ein menschlich Wesen nah.
Gestört in seinem tiefen Sinnen,
Das mehr als Menschensprache malt, umfasst,
Sah er den unwillkommnen nächt'gen Gast,
Und der sah ihn, doch floh er nicht von hinnen.
Und wie der Wandrer mit der Grabesstimme fragt:
„Wer bist Du?“ Jener kummerüberwältigt sagt:
„Du kennst mich nicht? O wär' ich Dir bekannt!
Und hättest Deinen Raub Du mich schon längst genannt!
Ich habe Dich auf Golgatha gesehn,
Ich fühlt' in Zions Flammen Deiner Flügel Wehn!

Ich rief Dich oft, Dein Ohr vernahm mich nicht!
Mich züchtigt der, der Deine Bande bricht.
Den Unglückseligsten der Menschen siehst Du hier,
Den Ahasver, und Du — Du hast kein Theil an mir!“
Der Sprecher rief's mit dumpfem grausem Ton,
Weit weit von dannen war der Wandrer schon entflohn. —
In Albrechts Kaiserpfalz trat er als Pilgrim ein,
Und mischte still sich unter's Hofgesinde,
Schritt in den Audienzsaal dann hinein,
Dort sprach voll Ernst der Herr mit seinem Bruderkinde
Johann, so streng wie nur ein geiziger Verwandter,
Der vom vertrauten Gut nicht mehr sich trennen kann.
Vor ihm, demüthig knieend lag ein Mann,
Vom Schweizerland ein Abgesandter,
Der nach dem alten Recht in seines Volkes Namen
Um einen treuen Schirmvogt bat;
Es übten jede Frevelthat
Die Vögte, die, des Landes Geiseln, kamen.

Der Kaiser legte still das Scepter aus der Hand,
Und nahm das Schwert, und sprach: „Ich muss dem Land,

Ich muss dem eignen Blut die Spitze bieten.
Von allen Seiten drängt unbilliges Begehr,
Da kommen aus der Schweiz die Klageweiber her,
Und auch der Neffe lässt mich nicht in Frieden.
Er will nach Knabenart ein Stücklein Apfel haben,
Wär' es nicht wohlgethan, Ihr Herr'n, Wir theilten gleich
Mit Unserm Schwert das heil'ge röm'sche Reich,
Und gäben's halb dem ungestümen Knaben?"

Die Räthe schwiegen, die den Herrn umstanden;
Er gab dem Schweizerboten kein Gehör,
Und höhnend sprach er zu dem Anverwandten:
„Die Krone, lieber Hans, ist Dir zu schwer!
Weit mehr wird Dich ein Jägerkränzlein zieren;
Dir ziemet Jugendlust, Uns ziemt regieren."

Da war's Johann, als er das Wort vernommen,
Als säh' er hinterm Ohm sich ein Gebild erhöhn.
Er stand, von ungeheuerm Schreck beklommen,
Und musste starr nach jenem Bilde sehn.
Auch dieses blickte nach des Kaisers Brudersohne,
Und griff nach Albrechts goldner Krone,
Und stieg dann in des Jünglings Busen tief,
Und wurde drin zum gährenden Gedanken,

Der aus dem Schlaf die Rachegeister rief,
Die brachen alle heil'gen Schranken,
Und rissen ihn zum wilden Taumel fort,
Und des Gedankens Frucht war — seines Ohmes
Mord! —

8.

DER KOENIG.

Der Wandrer, der die weite Welt durchzog,
Der Alpen überschritt und Meere überflog,
Der mit dem Leben ewig kriegte,
Das sich, so oft er's auch besiegte,
In tausend Formen wieder neu gebar,
Ein Phönix oft, und oft ein Proteus war,
Der Wanderer, der ruhelose, stand
Vom Donnersturm umweht, einsam am Meeresstrand.
Die Wogen gingen hoch, der Wasserlöwe brüllte
Nach Raub, und schlug mit seinem Schweif das Land,
Das Grabesfinsterniss umhüllte.
Der Wandrer streckte weit die Langhand übers Meer,
Und rief den Wogen zu: „Kommt her!
Ihr Diener meines Grimms, ihr, meines Zornes Knechte,
Und bringet Weh dem sterblichen Geschlechte!“

8

Da donnerten die Wogen übern Strand,
Es brach der Damm, sie brachen ein ins flache Land.
O grausenvoller Anblick zum Erbarmen!
Zum Himmel gellt der Hülferuf der Armen
Die schon die Wasserfluth umbrüllt,
In ihre Hütten bricht, um ihre Leiber schwillt,
Und von der Mütter Flehen ungerührt,
Die Kinder in den Wiegen mit sich führt.
Der Sturmwind stürzt sich auf die Wellen,
Dass sie noch fürchterlicher rauschen, schwellen;
Der Thürme Glocken heulen Sturm,
Da schlingt die Fluth hinunter Glock' und Thurm;
Und alles Leben sinkt, es naht kein Rettungskahn,
Und wo der Pflug sonst ging, wogt jetzt der Ozean.

Der stille Wandrer, riesengross
Durchwatet ernst den Fluthenschoos,
Und hebt sich hoch, und dehnt sich weit
Im ungeheuern Nebelkleid,
Schwebt überm Wasser bleich und fahl,
Und schwindet hin im Morgenstrahl.
Es war ein Jammer sonder Gleichen;
Dort schwamm ein Bett, dort wälzte sich ein Haus;
Als sich die Sonn' emporhob aus dem bleichen

Gewölk, schien sie auf Tausende von Leichen;
Und weitumher war nichts als Trümmer, Fluth und
Graus. —

Der König sass beim reichen Mahl,
Auf hohem Schloss im stolzen Saal.
Wol hört er fern die Wogen rollen,
Doch retten schien er nicht zu wollen;
Sein Schloss lag hoch und unbedroht,
Was kümmert ihn des Landes Noth?
Er wollte keine Klagen hören.
„Man soll uns nicht bei Tafel stören!
Fort mit dem Volk!“ Die Schergen trieben
Die Boten fort mit Geiselhieben.
Der König schmausste ruhig weiter
Am übervollen Tisch, und heiter.
Da trat der Wandrer als des Königs Schenk her-
ein.
„Willkommen Schenk! Kredenze mir den Wein!“
Der Schenk war ein gebeugter Greis,
Sein Haupt war kahl, seine Haut war weiss.
Er schlich der Tafel zitternd nah,
Und goss, dass es der König sah,
Aus seinem Krug den Wein zum Mahle
In eine goldgetriebne Schaale

Der König trank, und zog in Falten
Die Stirn, und rief ihm zu, dem Alten:
„Der Wein ist sauer!“ Da sprach der Greis:
„Es ist Deiner Unterthanen Schweiss.“
Und es ward todtenstill im Saal;
Der König trank zum andernmal.
„Der Wein ist bitter!“ und es scholl:
„Der Kelch ist von Thränen des Landes voll!“
Den König überlief es kalt,
Es packt' ihn an mit dumpfer Gewalt.
Und wieder füllte der Schenk den Becher,
Und mit Entsetzen trank der Zecher.
„Der Wein brennt mich, wie Höllenglut!“
„„Es ist Deiner Unterthanen Blut!““
„Ha!“ schrie der König: „Frecher Hund!
„Trabanten! Greift mir den Schenken — und —“
Mehr sprach er nicht — ward leichenfahl
Und starb — der Schenk schwand aus dem Saal. —

9.

DER KARDINAL.

Sie trugen des Königs Leib zu Grabe,
Keine Thräne floss, kein Seufzer erscholl.
Den Thron des Landes bestieg sein Knabe,
Ihm jauchzte der Jubel des Volks wie toll,
Das stets die alte Geisel verflucht,
Und das Glück bei Skorpionen versucht.

Der Pilger, der, als strenger Rächer,
Dem König gereicht den letzten Becher,
Und dann so schnell gegangen fort,
Sass jetzt an einem stillen Ort;
Sass neben Todtenknochenbergen,
Tief in der Gruft auf den Fürstensärgen,
Und hing in diesem düstern Gemach
Seinen wunderlichen Gedanken nach:

„Wie die so friedlich sich vertragen,
War doch ganz anders in alten Tagen!

Ich bin dem hohen Geschlecht gewogen,
Hab's aber doch herabgezogen.
Sie haben sich meist gehasst gar sehr,
Hier unten hassen sie sich nicht mehr.
Da stösst nicht den Vater das Kind vom Thron,
Da vergiftet kein Weib den Schwiegersohn.
Da mordet kein Bube der Fürstin Gemahl,
Nachdem er um Ehr' ihn und Glück bestahl.
Hier modert manch verfluchtes Gebein,
Doch führ' ich Alle zum Frieden ein.
Sie trinken nicht mehr ihres Volkes Blut,
Hier unten — sind sie Alle gut." —

Der Pilger sprach's, und dachte noch mehr,
Und neigte sein Haupt, wie schlummerschwer.
Er war seit lang' ein Pförtner der Ruh,
Und schloss manch müdes Auge zu,
Und wollte sich eins nicht schliessen noch,
Kehrt' er sich nicht dran, und brach es doch.

Der Pilger dachte: Will wieder hinauf!
Ihm thaten von selbst die Pforten sich auf.
Er schritt durch die riesigen Hallen des Doms
Hindurch wie das rauschende Wallen des Stroms;

Die Säulen, gethürmt von buntem Granit
Erbebten von seinem ehernen Tritt. —

Nach einem Weinberg hin im Flug,
Der düstre Wille den Wandrer trug.
Dort betete Gott im Freien an,
Ein Kardinal, ein hochwürdiger Mann.
Er sprach: „Der himmlische Vater spricht
Zu meinem Gemüth in der Kirche nicht,
Wol aber in der freundlichen Flur,
Ich ahne den Schöpfer in seiner Natur.
Der Herr ist gross, und weiss alle Ding',
Ich armer Sünder bin zu gering,
Als dass ich nach allem forschen sollte,
Ich wüsst's wol, wenn ich's wissen wollte!"
Herb, wie im Rebenholze der Saft,
Erschien ihm jegliche Wissenschaft.

Da kam ein Mann in den Berg heran,
Mit Reisekleidern angethan,
Er trug eines grossen Buches Last,
Er schien ein gar gelehrter Gast;
Auch war er mit einem guten Schwert,
Nach fahrender Schüler Art, bewehrt.

Der stellte sich dar dem frommen Herrn,
Und sprach, er komm' aus weiter Fern',
Er habe studieret mit vielem Fleisse,
Und bat um ein Zehrgeld zur Weiterreise.

Da hob der Priester mit Salbung an:
„Mein Sohn, gar übel hast Du gethan,
Und die Zeit, die Dir zum Beten geschenkt,
Auf Nebendinge hingelenkt.
Ich habe für Dich kein Geld zur Reise,
Doch magst Du Dir Trauben pflücken zur Speise;
Auch will ich, Kraft dieser Indulgenz,
Dir väterlich geben Absolvenz.

Er zieht hervor den Ablassbrief,
Fünf Siegel hangen herunter tief,
Da tritt der greise Pilger herzu
Nimmt ihm den Purpurhut im Nu,
Und drückt den auf des Fremden Haupt.
Der Kardinal war sprachberaubt,
Und bald seine Seele Gott befahl;
Der fahrende Schüler — ward Kardinal.

10.

DIE KAISERIN.

Der Wanderer auf nachtumhüllter Bahn
Stieg einen Feuerberg hinan,
Und starrte nieder in die Schwefelmündung.
Dumpf donnerte der Berg in seinem tiefen Schoos;
Die Stimme schrecklicher Verkündung
Brach grollend aus dem Abgrund los.
Von schwarzen Wolken wälzte sich ein Schwall
Empor, es dröhnte Knall auf Knall,
Und Blitze zuckten roth und fahl
Durch jene Schleier, bis mit einemmal
Ein tausendfacher Donner kracht, der Boden bebt,
Und eine Riesenfeuersäule sich erhebt,
Hoch, unermesslich hoch, wie ein Kometenschweif,
So steht der flammenrothe Feuerstreif,
Wirft Felsenmassen himmelan,
Und glühroth bricht ein Lavastrom sich Bahn.

Und glühnde Asche deckt auf weite Strecken
Das Land, die Menschheit bangt in unnennbarem
Schrecken,
Im Jammer und Gebet thut sich ihr Zagen kund,
Doch schliesst sich nicht der fürchterliche Schlund.

Der Wanderer stand ruhig, nachtumhüllt,
Vom Donnertosen des Vulkans umbrüllt,
Und sah die Feuerwogen niederziehn,
Die Blitze hell durch Aschenwolken sprühn,
Sah Wälder brennen, Städte schwinden,
Und rief den Flammen und den Winden:
„Verheert!“ und fürchterlich ward das Gebot
vollbracht;
Dann schwang er sich empor und schwebte durch
die Nacht
Wie Meteoresleuchten, flog durch Wolken bleich,
Und stand im deutschen Reich. —

Dort wo die Kaiserpfalz sich prangend hob,
Mit stolzen Zinnen, kühngewölbten Bogen,
Da kam die Kaiserin gezogen,
Um deren Antlitz Jugend Anmuth wob.
Sie schritt einher, ein stilles Götterbild;
Jungfraun voran mit zücht'gem Schritte,

Den Blick gesenkt, schuldlos und blühend mild,
Viel Dienerinnen nach voll Ernst und Sitte;
Da trat der Wandrer ihr als alte Trute nah,
Die Herrin bebt vor dem, was jetzt ihr Auge sah.

Vor ihren Füssen thut ein offnes Grab sich auf,
Als woll' es ewig hemmen ihren Lauf.
Und wie sie zögernd steht, mit rückgebognem Leib,
Da fasst sie grausig an das alte Weib,
Und zeigt aufs Grab, und spricht, zu ihr gewandt:
„Zwei Briefe hast Du fortgesandt,
Unselige, verfluche Deinen Boten,
Der jeden gab in eine falsche Hand;
Dich zählt man morgen zu den Todten!"
Ihr dunkelt's vor dem Blick, und Weib und Grab
verschwand.

Wol ward erfüllt das traurige Gesicht,
Denn der Gemahl erschien beim nächsten Morgenlicht,
Von Eifersucht erfüllt, der Sinne fast beraubt
Und fürchterlich in seinem Zorne flammend,
Auf schändlichen Verdacht, und ungehört verdammend,
Und unterm Henkerbeil, ach, sank ihr schönes
Haupt. —

Ach, Eifersucht ist ein wildtobender Vulkan,
Er donnert, flammt, und hört der Unschuld Fleh'n
nicht an. —
Der Wandrer aber stand und sprach am Hochgericht:
„Mein seid ihr Alle, schuldlos oder nicht!
Ob sich ein Kronenreif um eure Stirnen zieht,
Ob nur ein Blumenkranz in euern Locken blüht.
Ihr Staubgebornen, bebt vor meiner Macht,
Ich bin des Tags Tyrann, und der Tyrann der Nacht!
Hüllt euch in Purpur — meine Hand
Zerreisst euch das Gewand!
Schliesst euch in Mauern, panzert euch in Stahl,
Mit mir zu wandeln bleibt euch keine Wahl!
Kniet vor dem Hochaltar, ich find' euch dort, wie hier.
Denn keine Freistatt giebt's vor mir!
Ich bin ein König über Meer und Land,
Wer ist so kühn, und leistet Widerstand?
Wer ist so mannlich, und so hochgestellt,
Dass meine Sichel ihn nicht fällt?
Wie Halmen sinken, die der Schnitter mäht,
Wie Herbstwind welk vom Baum die Blätter weht,
Wie Thau in Blumenkronen perlend glüht,
Dann spurlos schwindet und sein Thron verblüht,
So schimmert, blühet, reift das Menschenkind,
Und wird hinweggeführt, wie Laub vom Wind! —"

11.

DIE KOENIGIN.

Dort, wo Saharas glühnder Sand
Sich weit erstreckt, der Pilger stand;
In Oeden, still und trauervoll,
Wo labend keine Quelle quoll.
Wo kaum ein luftgenährtes Kraut
Der Beduine streifend schaut;
Kein Vogel singt, kein Heimchen zirpt,
In Oeden, wo das Leben stirbt,
Da weilt er gern, als fänd' er dort
Den liebgewordnen Heimathort.
Beschleicht ihn dort Erinnerung
Aus einer Zeit, als er noch jung?
Träumt er auch von vergangnen Tagen?
Kein Sterblicher vermag's zu sagen.
Dort weilet er, thürmt Hügel auf
Von lockerm Sand, und steigt dann drauf,

Und meint, er sitz' auf einer Gruft,
Und trinkt den glühnden Hauch der Luft.
Oft wird er furchtbar dort erschaut,
Sand wirbelt in der Windesbraut;
Die Karawane sieht's erschreckt,
Und wird begraben, sandbedeckt.
Oft trifft ein flammender Orkan
Vernichtungwehend ihre Bahn;
Die Wüste gähnet voller Graus,
Und stösst den Feuerodem aus,
Und wer ihn athmet, muss vergehn,
Hat seinen letzten Tag gesehn. —

Es flog ein Drache giftgeschwellt
Aus seiner Wüste schwarzem Zelt,
Weit übers Land, weit übers Meer,
Ihn trugen Lüfte, heiss und schwer.
Dann wandelt' er vom Ort zum Ort,
Und hauchte hier, und hauchte dort
Den Odem aus, den er getrunken,
Da sind die Menschen hingesunken
Zum Opfer ihm und ihm zum Fest,
Sein Odem aber war — die Pest.

Der bleiche Schrecken senkte sich
Ins Land hernieder fürchterlich.

Kein Regen fiel, doch fahles Grau
Umschleierte des Aethers Blau.
Die Blätter sanken von den Zweigen,
Und Leichen häuften sich zu Leichen,
Die Krankheit würgte sich nicht satt,
Wer fliehen konnte, floh die Stadt.

Der König zog aufs Land hinaus,
Dort stand ein stolzgebautes Haus,
Gern für die dumpfe Stadt vertauscht,
Von Schattenhainen kühl umrauscht.

Die Königin, ein üppig Weib,
Erkor sich frohen Zeitvertreib
Mit Possenspiel und Mummenschanz,
Musik und manchem Reigentanz.
Es trübte nicht des Landes Schmerz
Ihr lustbegier'ges, eitles Herz.

Lustwandelnd ging die stolze Frau
Mit Herr'n und Damen um den Bau,
Da trat sie vor dem düstern Plan
Der schattenbleiche Pilger an.
Er schritt einher in Narrentracht,
Dass Jeder über ihn gelacht.

Die Schellen klingelten so sehr
Als naht ein ganzes Fastnachtheer;
Es kam, durch possenhaften Sprung
Erregend viel Bewunderung,
Der wunderliche Schalk gehüpft,
Und ist zur Königin geschlüpft,
Und fasset an der Hand sie kühn.
Vergebens schlägt der Graf auf ihn,
Der Kavalier, der sie geführt,
Voll Wuth, dass sie der Narr berührt.
Vergebens ist ihr zorn'ges Schrei'n,
Das Klagen ihrer Hoffräulein.
Er zog sie fort, hielt in der Hand
Die Sanduhr hoch empor — und schwand.
Die Herrin sinkt, die Diener klagen,
Leblos wird sie hinweg getragen.

12.

DER BISCHOF.

Der stille Wandrer trat in eines Tempels Hallen,
Das Volk war betend auf die Knie' gefallen;
Die Kerzen flammten vor dem Hochaltar,
Es klangen Töne, süss und wunderbar
Durch die gottheilige Feierstille,
Ein Himmelslied voll Harmonienfülle.
Wie zarter Nebel schwebte durch den Dom
Der Weihrauchwolken duftendes Arom,
Und wie Verklärungglanz der Sonne lichter Strahl
Sich sanft durch buntbemalte Scheiben stahl,
Und magischdämmernd um das Laub der Säulen wob,
Auf Heiligenbilder fiel, und Herzen mit erhob. —

Und auseinander ging die fromme Menge,
Es wogte durch die hohen Säulengänge;

Der Bischof blieb am Altar betend stehen,
Da fühlt' er's kühl um seine Stirne wehen.
Er stand allein im öden Gotteshaus,
Die Kerzen löschten nach einander aus.
Ein Schauer rieselte durch sein Gebein;
Er betete wol früher hier allein,
So hatt' es aber ihn noch nie befangen,
Und vom Altar ist er hinweggegangen.
Da dröhnt' es wunderbar bei jedem Tritt,
Als über manches Denkmal ging sein Schritt,
Dem Boden eingefügt von Marmor und Metall,
Als dräng' aus jeder Gruft ein dumpfer Glocken-
hall.
Die Monumente schienen sich zu heben,
Der Bischof eilte fort mit unnennbarem Beben.

Der Wandrer schritt ihm nach, zum Tempel ernst
hinaus,
Er folgt' ihm in das reichgeschmückte Haus,
Wo jenen lächelnd ein holdblüh'ndes Kind empfing,
Und, sichtbar keinem Blick, in seinen Arm sich
hing.
„Wie bleich Ihr seid! — sprach sie bei dem Um-
fangen:
„Ich will Euch Röthe küssen auf die Wangen!

Kommt, setzt Euch neben mich! Des Weines Feuerwürze
Giebt neue Gluth! Vergönnt, dass ich die Zeit Euch kürze
Mit einem Lied zu meiner Laute Klang!"
Der Bischof küsste sie verlangend, und sie sang. —

Und Abend ward's und Nacht; der fromme Bischof schlief
In seiner Buhlin Armen fest und tief,
Da trat ein Traum vor seine Seele hin,
Ein wunderlicher Traum spann sich um seinen Sinn.
Er sahe sich auf einer schönen Flur,
In Schmuck und Anmuth prangte rings Natur.
Dort Dörfer, Städte, freundlich zwischen grünen
Lustwäldern hingelagert an der Hügel Rand,
Und von der Felsen steiler Wand
Erhoben zierend sich ehrwürdige Ruinen.
Zahllose Heerden weideten umher,
Ihm war's, als ob er selbst der Hirten einer wär'.
Zwar trug er noch sein bischöflich Gewand,
Doch einen Hirtenstab in seiner Hand.
Allein wohin er ging, entflohen scheu die Heerden,
Als schrecke sie des Wolfs blutgier'ger Zahn.

Die Hirten fingen laut zu jammern an,
Und wandelten umher mit kläglichen Geberden,
Verscheucht, verstreut, trostlos auf irrer Bahn;
Die Sonne neigte sich, schon wollt' es Abend
werden.

Da sah der Träumer einen bleichen Mann,
Der kam, und fasst' ihn an;
Da fühlt' er wieder jenes kalte Schauern,
Das ihn umwehet in des Domes Mauern;
Der Bleiche sprach: „Komm Bischof, folge mir,
Du bist kein guter Hirt, die Heerde flieht vor Dir!
Du bist der Wolf im Schafkleid — Tugend lehrt
Dein Mund, allein Dein Wandel ist verkehrt.
Wenn im Gericht wir einst den Herrn der Welten
sehn,
Dann wirst Du bei den Böcken stehn.
Und wird er fragen, wo die sind, die Dir ver-
traut,
Dann wehe Dir, dann rufen Sünder laut
Auf Dich den ew'gen Zorn, und ihrer Sünden Last
Trifft Dich, weil Du sie falsch geleitet hast!"

Und ängstlicher und bänger ward der Traum,
Der Bischof sah sich jetzt in einem öden Raum,

Farblos und düster war es rings umher,
Die Luft so heiss, beklemmend, und so schwer.
Der Bischof ächzt mit wimmerndem Gestöhn,
Die Freundin jammert — ach, er kennt sie schon
nicht mehr —
Und hat den nächsten Morgen nicht gesehn.

13.

DER KURFUERST.

Der Pilger, der das Leben ewig hasst,
Und von ihm zehrt, ein unwillkommner Gast,
Geht durch die Länder stets mit heisser Gier,
Klopft unerwartet an gar manche Thür,
Und sendet seine Diener weit umher.
Sie rauschen, flattern über Land und Meer;
Sie hüllen oft in Blumenduft sich ein;
Sie glühn verlockend oft im Freudenwein;
Sie bergen sich in dunkler Bergesnacht,
Und schwängern die Metalle tief im Schacht;
Sie schlüpfen tückisch in das Feuerrohr,
Und brechen grausam mordend draus hervor.
Wer zählt die bleiche fürchterliche Schaar,
Die schon vom Anbeginn gehorsam war
Dem dunkeln König, und ihm dient so gern
Wie Mörderbanden ihrem Oberherrn?

Der Hass, der mit der Rache sich vermählt;
Zorn, der die blinde Wuth zur Gattin wählt;
Neid, der mit Missgunst gleiche Pfade geht;
Der Trunk, der treulich zu der Wollust steht,
Die legen sich gar manchem Erdensohn
Ans Herz, und stechen, wie der Skorpion.
Sie fangen ihn in Netzen, reich an Glanz,
Dann rast der Leidenschaft Taranteltanz,
Hohnlachend aber führt vom Honigseim
Der Lust — der Wandrer oft die Thoren heim. —

Der Pilger traf auf seiner Wanderschaft
Einst einen Kurfürst, reich, doch arm an Kraft,
Der, stets umgeben von der Räthe Schaar,
Doch unentschlüssig stets und rathlos war;
Ein wankend Rohr, von jedem Wind bewegt.
Das Scepter hatt' er aus der Hand gelegt;
An seinem Thron sass die Gerechtigkeit,
Und war entschlafen schon geraume Zeit;
Ihr rost'ges Schwert war, unter Glas gebracht,
Längst dem Antikenkabinet vermacht.
Nutzlos hing ihr die Binde falsch und schief,
Da sie mit offnen Augen sass und schlief.

Der Herr wol wünschte seines Landes Glück,
Doch gute That hielt böser Rath zurück. —

Und er erging lustwandelnd sich vorm Haus;
Es traten die Vertrauten mit heraus,
Die, Lenker seines Willens, seiner Macht,
Vom Fürsten ihm nichts liessen, wie die Tracht. —

Ein armes Weib, ein tiefgebeugtes, trat
Mit einem Kind dem Herrscher an und bat:
„Gebt Gnade Herr und Recht!“ ertönt ihr Flehn:
„O wollt auf uns mit güt'gen Blicken sehn!
Diess Kind — o Gott — dort jenem falschen Mann,
Der hinter Euch sich birgt, gehört es an.
Grausam und hart verliess er treulos mich,
Und auch des Kindleins nicht erbarmt er sich,
Das schuldlos gegen ihn zum Himmel schreit;
O Gnade Herr! Gnad' und Gerechtigkeit!“

Das arme Kind, in Lumpen kaum gehüllt,
Mit Mitleid hätt' es jedes Herz erfüllt.
Das bleiche Weib, bethränten Angesichts,
Einst Reiz für die Begier des Bösewichts,
Trug furchtlos des Verführers grimmen Blick;
Ach, alles kündet laut ihr Missgeschick,
Und alles spricht für sie, doch rechts und links
Dreht sich der Herr, verlegnen Augenwinks,

Unwillig hoffend, dass sie sich entfernt,
Und Ehrfurcht mehr, Zeit besser wählen lernt.

„Das schöne Kind!“ ein Mann voll Mitleid sprach;
„Erhebt, o Herr, das Weib aus tiefer Schmach!“
Doch zornig, düster der Verführer grollt,
Den Boden stampfet, und die Augen rollt.
Der Herr erhebt abwehrend jede Hand,
Und hat vom Weib das Antlitz abgewandt.

Da schreitet ernst der Wanderer daher,
Ein grausenvoller Anwalt nahet er,
Und reisst dem Fürsten ab den Hermelin;
Zieh nicht Dein Schwert, Du Treuer, gegen ihn!
'S ist auch ein Kurfürst, der — mit welkem Laub
Ist er gekrönt, erkürend Raub auf Raub.

„Hast Du das Recht zu schirmen, keinen Muth,
Sollst Du nicht tragen Fürstenkleid und Hut!“
Der Kurfürst wankt — ihm dunkelt's vor dem Sinn,
Die Diener hielten ihn — er war dahin.

14

14.

D E R   A B T.

Auf öder Flur der Pilger steht,
Umher nach neuen Opfern späht.
Und still und stiller wurd' es schon;
Es klang der Abendglocke Ton
Vom nahen Kloster über die Haide;
Da schritt ein Mann im wallenden Kleide
Den Pfad vom Kloster her — er trug
Den Krummstab und ein starkes Buch.
Es war der Abt — der Wandrer schwand,
Als wehe der Wind ihn weg vom Land.

Und jener blieb auf dem Kreuzweg stehn,
Und hat sich lange dort umgesehn.
Unter einen Baum, den leis und lind
Durchlispelte der Abendwind

Trat er, und sprach: „Hier will ich's wagen,
Und die dunkeln Mächte beschwören, befragen.“
Dann zog er mit seinem Stabe mit Fleiss
Rund um sich her einen vierfachen Kreis,
Und öffnete des Buchs Klausur,
Und murmelte manchen schrecklichen Schwur,
Nach Süden, Westen, Osten und Norden,
Und es rauscht' um ihn her mit dumpfen Accorden;
Hoch über ihm klang's, wie verhallende Harfen;
Dort über dem Hügel hob sich's, wie Larven,
Und als er so fortlas im Höllenzwang,
Da hat er plötzlich, erblassend und bang,
Sich selbst — mit dem Stab, mit der Mütze geschmückt,
Von der Inful umrauscht und umflattert — erblickt,
Ein hohläugiges Bild, so finster und gross,
Sein Leib ein alternder Baumstamm voll Moos.
Und näher trat ihm die grause Gestalt,
Und den bebenden Abt überlief es kalt.

„Im Namen Gottes! Wer bist Du? Sprich!“
Doch sie schwieg, und ihr Schweigen war fürchterlich.
Der Wandrer war's, der dem Frechen genaht,
Der als rächender Geist jetzt vor ihn trat,
Und fasst ihn am Chorrock, und zog ihn nach,
In der Angst der Mönch alle Gebete sprach,

Und sträubte sich je mehr und je länger,
Zu folgen dem grausigen Doppelgänger,
Der aber zog immer ihn hinter sich her,
Bis er niedersank, und nicht athmete mehr.

„Wahnsinniger Thor!“ der Pilger spricht:
„Versuche die dunkeln Gewalten nicht!
Sie wohnen nicht im Schoose der Nacht,
In Deinem Herzen herrscht ihre Macht.“ —

Der Wandrer ging in ein Irrenhaus,
Sah dort des Wahnsinns Schreck und Graus,
Sah dort verstört, entmenscht und wild,
Des Weltenschöpfers Ebenbild,
Versunken im tiefsten Elends Pfuhl,
Und sass auf eines Narren Stuhl,
Und ein Narrenlied, ein närrisch Lied
Sang er, bevor er wieder schied:

„Eine goldne Krone
Flecht' ich mir von Stroh!
Sitz' auf meinem Throne,
Und bin froh!
Und ich bin der König!“

„Herrscher, stolz und prächtig,
Fällt von mir ein Streich!
Und ich bin gar mächtig,
Und bin reich!
Und ich bin der König!“

„Alles Leben zittert,
Bricht mein Zürnen los!
Ich bin unerschüttert,
Ich bin gross!
Und ich bin der König!“

„Fragt ihr, wo ich wohne?
Sucht mich in der Welt!
Unter jeder Zone
Steht mein Zelt!
Und ich bin der König!“ —

Mit Stroh bekränzt, mit Schilf und Gras,
Nicht lange dort der Wandrer sass.
Ihn trieb ein wildes Gelüsten fort,
Und Ruhe fand er an keinem Ort.

15.

DIE PRIORIN.

Der Pilger in ein Kloster ging,
Und klopft', und zog am Pfortenring,
Das Thor erbebt, die Glocke schellte,
Dass es gar laut und schneidend gellte.
Er sprach zur Schwester Pförtnerin:
„Führt mich zu der Hochwürd'gen hin!
Ich bring' ihr einen Brief getragen,
Und hab' ihr mancherlei zu sagen. —"

Die Priorin war eine fromme Frau,
Sie hielt die Regel des Stifts genau;
Mit Beten, Fasten, und Kastei'n,
Wollt' sie gehen in den Himmel ein.
So viel als Stunden zählt der Tag,
So vielmal sie das Ave sprach.

So viel Minuten hat die Stund',
Sprach täglich Paternoster ihr Mund.
Sie betete spät, sie betete früh,
Zum Chor, zur Messe fehlte sie nie.

Und doch, sie war noch gar nicht alt,
Ihr Leib war jung und wohlgestalt.
Ihr Herz, es hatte warm geschlagen,
Zu warm vielleicht in früheren Tagen,
Und in der Zelle, und im Chor,
Trat eines Mannes Bild ihr vor,
Den sie geliebt und hassen musste,
Den sie gehasst und lieben musste.

Der Pilger kam und neigte sich
Vor der Hochwürdigen züchtiglich.

„Sag' an, sag' an, wo kommst Du her?
Was bringst Du mir für neue Mähr?"

„„Die neue Mähr wird Dich nicht freun,
Gott woll' Deiner Seele gnädig sein!""

„So wirf auf mich Deiner Kunden Last!
Ich habe mein Herz in Gott gefasst."

„ „Dein Bruder, der Abt, starb gestern Nacht,
Der böse Geist hat ihn umgebracht.“ “

„O Bruder, lieber Bruder mein! —
Ach, Pilgrim, Du machst mir schwere Pein!“

„ „Dein Sohn, in Sünden von Dir erzeugt,
Flucht heut' der Brust, die ihn gesäugt!“ “

„O wehe, wehe! Nacht und Graus!
Mein Ziel ist da — mein Licht löscht aus!“

„ „Und all' Deine Frevel sind offenbar,
Was Du gesponnen, ist sonnenklar!“ “

„Weh, weh! Wer bist Du, grauer Wicht,
Aus dem der Geist der Hölle spricht?!“

„ „Ich bin der Wahnsinn mit grünem Kranz!
Komm süsses Bräutlein, mit mir zum Tanz!“ “ —

Sie stöhnt, sie sinkt — er reisst sie empor,
Durch den Zellengang, durch das Klosterthor
Schleppt er sie fort mit hast'gem Schritt,
Ob sie sich sträube — sie muss mit.

Die Wetterfahnen trillt der Nord,
Die Pförtnerin schreit Zeter! Mord!
Zu rauschen scheint mit einemmal
Das steinerne Laub an dem Portal,
Es wankt der Thurm, es bebt der Bau;
Verschwunden ist die hochwürd'ge Frau. —

Dort, wo des Stromes Woge grollt,
Wo trüb sich Well' über Welle rollt,
Dort flog sie hin, dort sprang sie vom Strand;
Weit auf dem Wasser schwamm ihr Gewand.

Und er, der sie dorthin geführt,
Sah sie versinken ungerührt.
Am Stromesufer stand er lange,
Starrt' in die Fluth, die brausend schwoll,
Als woll' er lauschen dem Gesange
Der von den Wellen rauschend scholl.

„Das ist die Zeit —“ so sprach er kalt:
„Die nie gehemmt vorüberwallt;
Die sich aus ew'gen Urnen giesst,
Sie kommt, sie weilt nicht, sie verfliesst.“

„Das ist das Leben — steter Drang,
Bald sanfter Schritt, bald Donnergang.

Die Welle kommt, die Welle flieht,
Und Keiner weiss, wohin sie zieht."

„Es nimmt der Strom bald hier, bald dort,
Ein Theil vom Lande mit sich fort.
Bald unterwühlt er's sanft und sacht,
Bald reisst er's los mit wilder Macht,
Ein Räuber, streng und fürchterlich,
Seh' ich hinein — erblick' ich — mich." —

16.

DER GRAF.

Voll trüben Dunst der Himmel hing;
Ein Mann im Regenmantel ging
Uebers düstre Feld, übers öde Feld;
Graf Hugo war's, ein stolzer Held.
Sein gutes Schwert war oft erprobt,
Sein kühner Muth ward oft belobt;
Er war ein Mann in voller Kraft,
Er hiess der Stolz der Ritterschaft.

Schon sank das Leben rings in Schlaf,
Noch immer wandelte der Graf.
Und nächtiger wurd' es, immer nächtiger,
Des Grafen Herz klopft' immer mächtiger.
Er fühlt sich wunderbar beklommen,
Vom Weg ist er ganz abgekommen.
Doch — von Entsetzen übermannt,
Hat plötzlich er den Ort erkannt,

An dem er war, von dem er weiss,
Es überläuft ihn kalt, wie Eis;
Er starret mit verwirrtem Sinn
Nach einem alten Eichstamm hin.
Ach, dort war ein verrufner Ort,
Nicht Gras noch Kräuter wuchsen dort,
Davon die Sage schauerlich
Umher im Mund des Volkes schlich:

Als jener Baum noch Aeste trug,
Ein Bruder dort den Bruder erschlug,
Um eines schönen Weibes Willen;
Darauf er ihn verscharrt im Stillen.
Des Himmels Feuer fuhr herab
Frass des Baumes Gezweig' und Aest' ihm ab;
Und rund umher ist seit der Zeit,
Der Boden kahl und vermaledeit. —

Der Graf steht still, sein Angesicht
Wird bleich; aus trüben Wolken bricht
Vom Mond' ein Strahlenschimmer schnell,
Und macht die düstre Gegend hell.
Dort steht der Baum, vom Mond beglänzt,
„Nein — nein — kein Baum — 's ist ein Gespenst!

Es wallt — es winkt — es ist ein Weib!
Es dehnet riesenhaft den Leib!
Es kommt — nein, nein, es ist vom Baum
Der Rest — mich äfft ein böser Traum!" —

„Ha!" schreit er wieder mit sträubendem Haare;
„Eine Bahre, eine Todtenbahre
Steigt aus dem Boden — dort — dort — dort!
Neckt mich die Hölle? Schafft sie fort! —"

„Weh!" kreischt er jetzt mit irrem Blick,
Und zieht das Schwert, und will zurück;
Die Sinne wollen ihm vergehn,
Er sieht — den Bruder vor sich stehn,
Den Bruder, den er hier erschlug,
Und dort die Bahr' und das Leichentuch.

Der Bruder streckt aus die Knochenhand,
Und hält ihn fest an seinem Gewand.
„Lass ab, lass ab, o Bruder mein!
Geh' wieder in Dein Grab hinein!"
Der Bruder packt ihn im Genick,
Er könnt' es brechen im Augenblick.
„Lass ab, lass ab, o Bruder von mir!
Hundert Seelenmessen bestell' ich Dir!"

Der Bruder stellt ihm das Knochenbein,
Nun soll den Grafen sein Schwert befrei'n.

„Lass ab, Du Hund, Du Höllenmacht!“
Und er schlägt ihn, dass es schallt und kracht!
Der Bruder ihn zu Boden ringt,
Dass ihm das Herz in der Brust zerspringt.
Und Bahr' und Stundenglas verschwand,
Der stolze Graf lag todt im Sand. —

Der bleiche Rächer sprach: „Vernichtet
Sei Dein Gedächtniss, und verflucht!
Dich finde Keiner, der Dich sucht!
Vergelter, hab' ich recht gerichtet? —“

Der Nachtsturm hob die dunkeln Flügel,
Und überfuhr die stillen Hügel,
Und überwehte den neuen Raub
Mit leichtem Kies, mit Sand und Staub. —

Spurlos verschollen blieb der Graf,
Den hier die Rache fand und traf.
In Sand gebettet, fest und tief
Schlief er nun, wo sein Bruder schlief.

17.

DER DOMHERR.

Im Kreuzgang eines Domstifts ernst verweilt
Er, dessen flücht'ger Fuss uns All' ereilt.
Durch Eisengitterlaubwerk, schwarz und dicht,
Fiel in den Gang ein melancholisch Licht.
Vom Klosterkirchhof rauschte mancher Baum,
Noch mehr verdüsternd den so düstern Raum.
Und in dem Kreuzgang stand manch Bild von Stein,
Nur blass erhellt vom fahlen Dämmerschein;
Und manches Wappen, von der Zeit benagt,
Dem Wanderer, wer hier begraben, sagt.
Viel alte Schriften las man rings umher,
Manch ernsten Spruch und manche weise Lehr',
An die die hier Begrabnen nie gedacht,
Doch von dem frommen Steinmetz angebracht.
Der Wandrer ging und las, und sprach mit Spott,
„Glaubt man dem Stein, so ruhen All' in Gott.

Und fröhlich Urständ soll der Herr verleihn?
Die Fröhlichkeit wird allzugross nicht sein!
Der fromme Hatto — war ein Trunkenbold,
Der heil'ge Kuno — gab Banditen Sold,
Der gute Probst Sylvan — bestahl den Dom,
Der biedre Wolfgang — mordete den Ohm,
Der wackre Konrad — spielte früh und spät,
Der edle Kurt — verhöhnte das Gebet,
Der keusche Benno — hielt mit Knaben zu —
Genug, genug — Gott geb' euch ew'ge Ruh!
Kein Laster ist so frevelhaft und gross,
Es ward verübt in dieses Stiftes Schoos,
Und so verrucht ist keine Missethat,
Die nicht den Thäter hier gefunden hat.
Wer will des Lasterdrachen Höhle sehn,
Mag in ein Stift, mag in ein Kloster gehn.
Oft trug die Fahne mit dem Gotteslamm,
Ein Basilisk mit giftgeschwelltem Kamm.
Die Hand, die Gottes heil'gen Leib vertheilt,
Hat an unheil'gen Orten oft verweilt.
Und Mancher, der da trug das Kreuz des Herrn,
War mehr noch, als Ischarioth, ihm fern."

Der Wandrer sprach's, da schallten Tritte nah,
Verwandelt stand der Schattenpilger da.

Der Domprälat trat in den düstern Gang,
Hart hinter ihm mit hellem Waffenklang
Sein Falkonier, zum Jagen ausgerüstet;
Ein weisser Edelfalk aus Island brüstet
Sich auf der Hand, und Jäger folgen
Mit Armbrust, Spiessen, langen Dolchen,
Und Edelknaben, bunt von Tracht;
Der stolze Priester liebt die Pracht.
Gevatter Narr ist auch dabei,
Als würdiger Diener der Klerisei. —

Als Jäger stand der Pilger harrend dort;
„Komm Horst," sprach der Prälat, „wir wollen fort!"
„„Wollt Ihr nicht beten, würd'ger Herr zuvor?""
Spricht ihm der Jäger flüsternd in das Ohr.
Und Jener: „Horst, Du bist wohl nicht gescheit?
Jetzt ist zum Jagen, nicht zum Beten Zeit,
Doch wenn Du meinest, es sei wohl gethan,
Es kommt mir auch auf ein Gebet nicht an:"

„*Sancte Huberte domine,*
Hilf uns erlegen Hirsch und Reh!
Bringst Du den Keuler mir zum Schuss,
Te laudem totis viribus!

Und stösst der Falk den Reiher bass,
Laudetur sancta Trinitas!“

So lästerte der Mann mit frechem Hohn
Den Geist des Herrn, den Vater und den Sohn.
Manch Heiligenbild, das auf den Säulen stand,
Schien kummervoll zu blicken von der Wand;
Es rauschte, wie der Domherr jenes sprach,
Gleich unsichtbarer Geister Flügelschlag;
Der ew'gen Lampe Licht im heil'gen Haus
Losch überm Hochaltar urplötzlich aus;
Doch jener zog zur Jagd, der Falke stieg,
Der Jäger blieb dem Domherrn nah und schwieg,
Bis einsam Beide. Laut nun rief er: „Halt!“
Jetzt überfuhr's den Domherrn eisig kalt.
Er sank und wollte beten, doch es rief
Des Jägers Stimme, wie der Donner tief:
„Ich bin der beste Schütze! Stirb Du Wicht,
Und lästre fortan Gott und seine Heil'gen nicht!“ —

———— ————

18.

DER RICHTER.

Der Wandrer weilt' in Kerkereinsamkeit,
Wo das Verbrechen sass bei der Verworfenheit;
Auch Unschuld, oft verachtet und verhöhnt,
Ihr ungehörtes Flehn in Klagen ausgestöhnt.
Ihm war es wohl in jenen Schauerhöhlen,
Die Grausamkeit erfand, die Tyrannei gebaut,
Die Marterkammern hat er angeschaut,
Bestimmt, unmenschlich Menschen abzuquälen.
Die schrecklichen Geräthe waren all'
Vom Blut befleckt der Opfer, ungereinigt,
Es war, als zittre sterbend mancher Hall
Von Seufzern derer, die man hier gepeinigt,
Durch kerkerlufterfüllte Höhlen schauerlich.
Der düstre Pilger setzte sich
In einen Block, und schlang sich eine Kette
Um Fuss und Hand, als ob das Schergenamt
Er an sich selber zu verrichten hätte.

„Zum ew'gen Sklaventhum scheint das Geschlecht verdammt,
Das sich gottähnlich wähnt und nennt im stolzen Wahn —"
So fing der Wandrer ernst mit sich zu reden an:
„Sie fürchten mich mehr, als den Richter dort,
Als ob ich ihre Gottheit wäre
Errichten sie mir grausige Altäre,
Und jedes ihrer Opfer ist — ein Mord.
Mein Altar ist das ragende Schaffot,
Schwarz überhangen wird es für den dunkeln Gott;
Mein Priester ist der Henker, und mein Fest
Wenn man zum Richtplatz Sünder führen lässt.
Fallbeilgerüst, Holzstoss und Galgen stehen
Auch als Altäre da, Veränderung ergötzt.
Wild drängt das Volk, den Opfertod zu sehen,
Das sich nie höher freut, als wenn es sich entsetzt.
Mein Beichtstuhl ist die Marterkammer,
Fühllos sind meine Priester für den Jammer.
Nicht Thränen heischt als Sühnung ihre Wuth,
Nicht Reue, Bess'rung nicht, sie wollen Blut für Blut!"

Er sprach's — es klirrten Riegel, Pforten krachten,
Der Wanderer verschwand; die Henkersknechte brachten

Ein neues Opfer für die Folterpein.
Wer hat ein menschlich Herz und möchte Zeuge sein? —

Auf seinem Richterstuhl, gleichwie auf einem Thron,
Ein feiler Richter sass, und sprach dem Rechte Hohn.
Sein Scepter war ein rauher Knotenstab,
So hart, wie die Gesetze, die er gab,
Und ungleich, wie das Recht, nach dem er sprach;
Stark war der Stab, des Richters Tugend schwach.
Der Arme stets des Stab's Gewicht empfand,
Für Reiche zeigt' der Richter offne Hand.
Vom armen Mann sah er, wie gern, zurück,
Doch volle Seckel reizten seinen Blick.
Und arm und schuldig war ihm einerlei,
Floss nur in seine Truhen Gold herbei.
Und reich und schuldlos war so nah verwandt,
Dass er Entscheidung ohne Suchen fand. —

Ein Reicher schlug in seines Zornes Hitze
Den Knaben eines Armen, dass er starb.
Nun standen Beide vor dem Richtersitze,
Der Arme demuthvoll, mit abgezogner Mütze,

Der Mörder barsch und grob. Des Richters Gunst
erwarb
Die volle Tasche, die der Reiche zeigte,
Rechtsprechend er sich schon auf dessen Seite neigte,
Als plötzlich ein Gespenst aus tiefer Kerkerhöhle,
Bleich, abgezehrt, als käm' es aus dem Grab
Hereintrat — Richter, nun befiehl Gott Deine Seele!
Und von ihm ungesehn brach's über ihm den Stab.

Wahnsinnig lächelnd stand der Vater da,
Wol möglich, dass nur er das Fürchterliche sah,
Und wie der Stab zerbricht, und eine Kette klirrt,
Wie der Verzweiflung Drachenflügel ihn umschwirrt,
Zuckt er sein Messer aus der Scheide,
Und in des Richters Herzen wühlt die Schneide.
Der Reiche flieht, entsetzt, bethört, verwirrt,
Der neue Mörder eilt ihm stürmisch nach,
Sie ringen, aber Kraft ist gegen Wahnsinn schwach;
Sie ringen, bis der Vater wuthentbrannt
Den Mörder seines Sohns auch mit dem Stahl durch-
rannt.
Und wie der Richter dort in seinem Blute schwimmt,
Und ächzt, sieht er ein abgeschlagnes Haupt,
Aus dessen bleichem Mund er nur das Wort vernimmt:
„Stirb! Dir geschah wie Du gehandelt und geglaubt!"

19.

DER ANWALT.

Der Wandrer stieg in einen Bergesschacht,
Und sass vor Ort in dunkler Knappentracht.
Bald meiselt' er am funkelnden Gestein,
Bald warf er kaum gebaute Stollen ein;
Ertränkte manchen Schacht in Wasserfluth,
Dess reicher Schatz nun unerreichbar ruht,
Zog als ein Schwaden durch die Gänge hin,
Verbarg des Bergwerks Eignern den Gewinn,
Und höhnte jene Gier, die nie gekühlt,
Nach Mammon kühn der Erde Schoos durchwühlt.
Verlöschte grausam manches Grubenlicht;
Und nimmer macht der düstre Bergmann Schicht. —

In Schauerhöhlen, die kein Mensch erblickt,
Von Stalaktiten wunderlich geschmückt,
Von Rizomorphen phosphorbleich erhellt,
Sass er, ein König, in der Unterwelt.

Sein Thron ein Mammuthknochenberg, umher
Versteinte Palmen, und vom Höhlenbär
Die grausige Gestaltung — rund herum
Hofdienerschaft vom Megatherium.

Da kam's ihm vor, als hab' er schon einmal
Umwandeln müssen in dem Jammerthal,
Und habe sich gewiegt in Flamm' und Fluth,
Und habe schlummernd tausend Jahr geruht,
Bis Zeit und Leben ihn aufs neu gezeugt,
Und ihn mit Gift die Wüstenei gesäugt.
Dann träumt' ihm, dass er längst gestorben wär',
Und wandle nur noch als Gespenst umher,
Und in den Riesenthieren rund um sich
Sah er sein eignes fürchterliches Ich.
Da trieb's ihn fort, herauf, herauf zum Licht,
Dort drunten wohnte Ruh', und Ruhe kannt' er nicht.
Wer andern Freuden schafft, ist selbst oft freudenlos;
Er führt zur Ruh', doch wölbt sich ihm kein Grabesschoos. —

Unwillig kehrt er sich dem kindischen Geschlechte
Der Menschen wieder zu, das er vertilgen möchte.
Dem Treiben, das erbärmlich, niedrig scheint,
Wo Falschheit triumphirt, gekränkte Tugend weint.

Auf offnem Markt die Lüge frech sich bläht,
Die mit Betrug und List stets Arm im Arme geht.
Dort steht ein Anwalt, und ein reicher Mann
Spricht im Vorübergehn ihn traulich an:
„Nun nun, Herr Anwalt, für Crispin,
Der mir mein Recht auf's Erbgut streitet,
Seit Ihr der Fürspräch? Ei, seht zu, wie sich's entscheidet!
Ich habe just nichts gegen ihn,
Doch sehet, ob er Euch, wenn er verliert
Gebühren zahlen kann, wie sich's gebührt!
Ihr werdet mich verstehn, Herr Anwalt? Ei
Da fällt mir eine Sünde bei,
Ich schuld' Euch noch, ich glaube zwanzig Kronen;
Hier nehmt sie hin, Verdienste muss man lohnen!"

Der schlaue Mann versteht, und die gekrümmte Hand
Streckt er begierig aus. — Von ferne stand
Verrathen sein Klient, und sah den Gegner zahlen,
Und weinte still, verzehrt von bittern Quaalen:
„Barmherziger! Du, dem mein Elend kund!
Du der einst Urtel spricht mit allgerechtem Mund,
Du den man nicht bestícht, hilf mir zu meinem Recht,
Sei Du mein Anwalt, Gott! Mit Thränen zahlt Dein Knecht!

Ist ungerecht mein Streit, so bette mich ins Grab!
O Gott, in jenes Hand ruht schon mein Bettelstab!“

Da trat der Pilger gleich heran:
„Komm armer Mann, ich will Dein Fürspräch sein!
Ich zahle jetzt für Dich, es sind auch Kronen mein!“
Er starrt aus hohlem Aug' den falschen Anwalt an.
Und Geld er drauf ihm zuzählt, Stück vor Stück,
Ihn mit der Sanduhr schlagend ins Genick,
Dass er mit dumpfem Schrei zusammenbrach,
Gesehen hatt' er seinen letzten Tag.

Der Reiche bebte, floh, Entsetzen trat ihm nah;
Die Menge sammelt sich, sie fragt, was hier geschah?
Der Schlag hat ihn gerührt, den ausserdem nichts rührte,
Nun ist der Mund verstummt, der oft das Recht verdreht,
Gebühr empfing er hier, wie sichs für ihn gebührte,
Vor höh'rem Richterstuhl er bald erbangend steht.

Und wunderbar, als man den Leichnam streng besichtet,
Da schien's, als hab' ein Höh'rer hier gerichtet,
Der Theil mit dem er sprach manch falsches Lügenwort,
Die Zunge war aus seinem Munde fort. —

20.

DER RATHSHERR.

Fort und fort, ein Richter und Rächer,
Zeigt der Wandrer sich dort und hier;
Straft die Habsucht, züchtigt die Gier,
Fällt den unentdeckten Verbrecher;
Oft ist nah er dem Uebelthäter,
Der zum Verderben die Schritte lenkt;
Eh der den Schrecklichen nahe denkt,
Findet er schon das Ziel der Verräther.

Stolzer Rathsherr, den Klagen der Armen
Hast Du beständig verschlossen das Ohr,
Kanntest die Milde nicht, nicht das Erbarmen
Und ein Verbrechen lockt Dich vors Thor.
Einer steht dort, der Arges sinnend
Deinem Fürsten wie Deiner Stadt,
Dich mit goldenem Netz umspinnend,
Deine Treue begraben hat.

Nicht in die Kurie bist Du gegangen,
Andre Pfade zeigt der Gewinn,
Und den Lohn des Verraths zu empfangen,
Zog es Dich zu dem Feinde hin.
Wehe Dir, den ein Dämon umschwirret!
Höre die mahnende Stimme der Pflicht!
Nein, der Dämon hat ihn verwirret,
Und den Verräther bekümmert nicht
Jammer und Noth der verrathnen Gemeinde,
Und es treibt ihn, es zieht ihn zum Feinde.

Siehe, da hebt sich grausig ein zweiter
Schrecklicher Engel des Abgrunds empor,
Hält die verrinnende Sanduhr ihm vor,
Und nun stockt er, nun spricht er nicht weiter. —

Und der Pilger steht wieder allein,
Scheint fast des Pilgerns müde zu sein.
„Elend und Schlechtigkeit“ hebt er an:
„Find' ich endlos auf meiner Bahn.
Hat sich das Hohe, hat sich das Grosse
Aufgelöst in das Wesenlose?
Und die Thaten, die früher geschehn,
Wird sie kein Auge wieder sehn?

Und die Helden, mir einst so treu,
Giebt ihre Geister das Grab nicht frei?" —
Drauf der Wandrer dem nichtigen Treiben,
Das die Menge bewegt, entflieht;
Lange kann er nicht weilen, nicht bleiben,
Ob über Land oder Meer er zieht.
Und er steht auf dem Felsengerippe
Einer Insel im Ozean;
Eine starrende Riesenklippe
Steigt sie grauenvoll himmelan.
Wie ein hundertgehörnter Drache,
Mitten im Meer von Afrika,
Haltend über Atlantis Wache,
Liegt das freudlose Eiland da. —

Und in der Zukunft nächtliche Ferne,
Einsam vertieft, der Wandrer schaut.
„Insel, einem blutigen Sterne
Bist Du zum Mausoleum erbaut.
Kommen wird er, die Welt zu bekriegen,
Und vor ihm wird kriechen die Welt,
Die er in ehernen Banden hält,
Bis die Adler den Löwen besiegen,
Und sein Adler vom Himmel fällt!
Und sie werden ihn fesseln und halten,

Bebend vor dem gefangenen Leu,
Dessen Name, wenn ihre veralten,
Und im Strudel der Zeiten verhallten,
Noch nach Jahrhunderten jugendlich neu;
Wird gar ein treuer Priester mir werden,
Auf ihm wird ruhen mein düstrer Geist,
Wird mir zum Opfer bringen die Heerden,
Die er den weinenden Müttern entreisst.“

„Aber es sinken Welten in Trümmern,
Und das Meer überfluthet das Land;
Hier in der Einsamkeit wird er verkümmern,
Der den Erdball gesteckt in Brand.
Komm mein Adler mit Deinen Blitzen,
Rausch' im Donner der Schlachten voran!
Siege! Sinke! Sei mein! — Und dann
Will ich auf diesem Felsen sitzen,
Und trauern über den grossen Mann! —“

21.

DER PRAEDIKANT.

In einen Tempel tritt der Pilger wieder ein,
Es wallt der Christen fromme Schaar hinein,
Der Orgel Stimme tönt, und dem Gesang
Leiht Himmelsschwingen ihr erhabner Klang.
Da naht der Prädikant mit feierlichem Schritt,
Und betet am Altar, die Kanzel er betritt,
Und spricht zum Volke manch belehrend Wort,
Und predigt von der Seelen theurem Hort.
Die Hörer sitzen still und ernst um ihn,
In Andacht scheint manch frommes Herz zu glühn,
Und Mancher gutem Vorsatz fest sich weiht,
Doch träg in Schlummer sinkt Gleichgültigkeit.

Anselmus nahm das heilge Bibelbuch,
Dem Volk auslegend manchen frommen Spruch,
Und sprach, des Geistes voll, der ihn umweht,
Zur gläubigen Schaar, was hier geschrieben steht:

21

„Soll ich den Weg zur Seligkeit Euch lehren,
Ihr, die der Herr der Welten mir vertraut,
So wollet ernst auf meine Worte hören,
Nur was der Herr gelehrt, verkünd' ich laut:

„Selig die geistlich Armen, denn sie tragen
Hienieden schon das Himmelreich in sich;
Selig die Dulder, ihren bangen Klagen
Naht Trost von oben, hier und ewiglich;
Selig, wen Sanftmuth durch das Leben leitet,
Der Erdkreis ist sein schönes Eigenthum;
Selig, wer Wohlthat um sich her verbreitet,
Ihm wird auch dort Barmherzigkeit und Ruhm.
Selig, die unbefleckten Herzens wallen,
Sie schauen Gott in seiner Herrlichkeit;
Selig die Friederfüllten, die vor allen
Der Weltenherr zu seinen Kindern weiht;
Selig, die dulden für das Licht der Wahrheit,
Geschmähet und verfolgt vom blinden Wahn;
Der Himmel thut sich auf in Strahlenklarheit,
Und nimmt sich seiner Auserwählten an! —"

„Lasst Euer Licht in guten Werken flammen,
Wie durch die Nacht dem Pilger glänzt ein Stern;

Doch Eure Brüder sollt Ihr nicht verdammen,
Sie liebreich führen auf den Weg des Herrn;
Betheuret Eure Worte nicht mit Schwüren,
So gültig, wie der Schwur, sei Ja und Nein;
Lasst Euch vom Flehen der Bedrängten rühren,
Lasst ihnen nicht das Ohr verschlossen sein;
Liebt Eure Feinde, segnet die Euch fluchen,
Thut denen wohl, die Böses Euch gethan;
Dann wird der Vater seine Kinder suchen,
Und nimmt sich liebend ihrer wieder an.“

„Strebt nach Gottähnlichkeit, nach seinem Willen,
Verbergt der Linken, was die Rechte that,
Und wollt Ihr beten, betet fromm im Stillen,
Der Vater hört den Beter, eh' er bat.
Ihr sollt nicht an den todten Formeln hangen,
Im Geist und in der Wahrheit dient ihm gleich;
Und tragt zu frommen Bitten Ihr Verlangen,
So lehret sie der Sohn des Vaters Euch:“

„Gott, unser Vater, in des Himmels Höhen,
Geheiligt soll Dein hoher Name werden.
Zukomm' Dein Reich, Dein Wille soll geschehen,
Wie in dem Himmel, also auch auf Erden!

Gieb unser täglich Brod uns heut zum Leben;
Vergieb, wie wir den Schuldigern vergeben,
Uns unsre Schuld — führ uns nicht in Versuchung
ein;
Erlös' uns von dem Uebel, Gott! Das Reich ist Dein,
Und Kraft und Herrlichkeit, die von Dir kamen,
Sind ewig nur in Dir, Gott, unser Vater! Amen."

So sprach er voll des Geistes, zu den Herzen,
Da schauert er, doch fühlt er keine Schmerzen.
Der Pilger, der ihm ernsthaft zugehört,
Der ihn im frommen Vortrag nicht gestört,
Der stand ihm jetzt, ein bleicher Küster nah,
Obgleich kein Menschenaug' ihn stehen sah.
Da dunkelt ihm der Augen helles Licht,
Da haucht ihn eiskalt jener an, und spricht:
„Geh ein, geh ein, Du vielgetreuer Knecht,
Zur Freude Deines Herrn; Du lehrtest recht,
Dir ist das Himmelreich beschieden,
Anselmus, Amen! Fahre hin in Frieden!"

Die Sanduhr dreht der Küster schweigend um;
Des frommen Lehrers Mund ward bleich und ewig
stumm.

22.

DER WELTGEISTLICHE.

Die Winternacht war hell und kalt;
Der Wandrer, der die Welt durchwallt,
Auf einen Klosterkirchhof tritt;
Ein Grab entstand, wohin er schritt.
Und in das Beinhaus ging er ein,
Und sass da drinnen ganz allein,
Und hatte in den engen Schranken
Seine sonderlichen, eignen Gedanken.
Er sah heraus ganz still und bleich;
Ihm war das Kleid der Erde gleich.
Die Flur war ach! so öd', so leer,
Als ob sie lange gestorben wär'.
Und oben, das blasse Mondenlicht,
War eben auch ein Eisgesicht,
Fast wie ein Schädel, weiss gebleicht,
Der Höhlen statt der Augen zeigt.

22

Die Gräber waren überschneit,
Der Schnee mit Blättern überstreut,
Die sich im Nachtwind lustig drehten,
Und tanzend über die Gräber wehten,
Mit leisem Rauschen, schnellem Zittern,
An Leichensteinen und Eisengittern.
Die Klosterkirche stieg himmelan,
Warf Riesenschatten über den Plan.
Der Fahnen widriges Geschrill
Durchschnitt die Nacht, sonst war es still.
Ein Käuzlein sass im Thurmgemäuer,
Die grossen Augen sprühten Feuer.
Komm mit! Komm mit! rief es so trübe,
Als wein' es um begrabne Liebe.
Der Wanderer vernahm ein Pochen
Und hob sich von dem Sitz aus Knochen,
Und lauschte nach einem Grabe hin.
„Willst wieder heraus? Bleib Du nur drin!"
Doch am Klosterthor das Glöcklein klang,
Und eine Stimme rief gar bang:
„Ein Kranker liegt in Todesnoth,
Verlangt nach dem hochheiligen Brod!
O fromme Väter, säumet nicht,
Eh' ihm das Auge sterbend bricht!"

Als Laienbruder der Pilger stand,
Die Schelle hielt er in der Hand,
Hielt unter'm Arme sein Brevier,
Einem Stundenglase glich es schier,
Er trug dem Pater vor die Leuchte,
So schritten sie zur Krankenbeichte.
Der Priester das Hochwürdige trug,
Verhüllt mit goldbefranztem Tuch;
Und seinen Schritten schloss sich an
Der Bote mit dem Sakristan.
Die Klosterkirche thürmte sich
Empor gar düster und schauerlich. —
Sie kamen zu dem Kranken hin,
Zu bringen ihm des Heils Gewinn.
In seiner Kammer, unsichtbar,
Stand eine düstre Wächterschaar:
Ein feurig Weib voll Ungeduld
Trat an des Kranken Lagerstatt;
Er sah es stehn — es war die Schuld —
Und ächzt' und stöhnte todtesmatt.
Ein andres Weib hielt in der Hand
Eine Natter, die sich ringelnd wand
Nach des Kranken Haupt mit scharfen Bissen,
Es war das strafende Gewissen.

Die Sünden hatten, giftgeschwellt,
Sich um das Lager rings gestellt,
Zu Häupten stand ein weinend Weib,
In Trauer tief verhüllt den Leib.
Voll Hoffnung auf die letzte Weihe
Sah sie empor — es war die Reue.
Und wie der Priester trat herein
Verklärt ihr Haupt ein Heil'genschein.
Und wie der Pilger mit der Leuchte
Den Kranken abzufordern schien,
Trat sie zu dessen Bett, und neigte
Sich als Versöhnung über ihn.
Der Priester reicht' ihm das Liebesmal,
Der Pilger befreit' ihn von aller Qual. —
Dann hat er auch noch in derselben Nacht
Den Priester wieder nach Hause gebracht.
Doch in das düstre Kloster nicht.
Er löschte seiner Leuchte Licht,
Und führt' ihn durch einen Pfad voll Graus
Still in das ewige Vaterhaus.

23.

DER MOENCH.

Der Wandrer auf einem Berge stand,
Sah weit und breit ins schöne Land.
Gar mild und freundlich schien der Tag
Auf die grosse Stadt, die drunten lag;
Voll reges Leben, froh und laut,
Mit Kirchen und Klöstern hochgebaut;
Voll stolzer Häuser und Paläste,
Voll Reichthum und voll fremder Gäste.
Da schritt ein Bettelmönch vorbei;
Der Wandrer liess ihn wandeln frei,
Und sah ihm nach, und sprach für sich:
„Geh nur, geh nur, wir finden Dich!“ —

Der Abend kam, die Sonne schied,
Zur Hora rief der Glocken Klang,
Bald war verhallt das letzte Lied,

Der Mönch' und Nonnen frommer Sang.
Und sanfte, süsse Ruhe hüllt
Mit dunkelm Flor die Menschen ein. —
Horch, auf den Strassen — welch ein Schrei'n?
Was ist's? Es schreit nicht mehr, es brüllt!
„Io! Feuer! Feuer!“ Mit dem Dampf
Scheint die verhaltne Gluth im Kampf.
Jetzt bricht sie lodernd himmelan,
Frisst um sich mit des Drachen Zahn,
Und alles läuft, und alles rennt,
Die Gassen füllt der Ruf: „Es brennt!“
Die Glocken wimmern laut und bang,
Es treibt im ungeheuren Drang
Das Volk sich heulend durch die Strassen.
Die Flamme schwingt mit wildem Rasen
Die rothen Flügel um Dach und Thurm,
Und auf die Flamme wirft sich der Sturm,
Und rollt sie über der Stadt voll Graus
Gleich einem Purpurmantel aus.
Die Kirchen brennen, die Glocken schmelzen,
Und weiter, immer weiter wälzen
Die Feuerwellen sich, ein Meer;
Drin geht der Wanderer einher,
Eiskalt, und wirft, der Schreckenfrohe,
Manch Leben in die lichte Lohe.

O wirrer, ungeheurer Knäul
Von Flammen, Wasser, Dampf und Gräul!
Rast nicht die Hölle, hemmt ihr Brodem
Erstickend nicht den Lebensodem?
Rollt nicht in jenem Flammenreif
Der Höllendrache seinen Schweif,
Und freut sich höhnend des Verderbens,
Des Stöhnens, Wimmerns und des Sterbens? —
Dem Armen, der, auf Stroh gebettet,
Kaum noch ein Hausgeräth gerettet,
Entreisst voll Gier ein frecher Dieb
Das Letzte, was ihm übrig blieb. —

Die Gluth erlöscht, und leckt nur fort
In kleinen Flammen hier und dort;
Und ach, des Morgens bleiche Schimmer
Begrüssen Schutt und rauchende Trümmer;
Da schleicht durchs Thor, das halb verfiel,
Der Bettelmönch, er hat sein Ziel
Erreicht — er, dess verruchte Hand
Die blühende Stadt gesteckt in Brand.
Doch plötzlich fühlt er sich gehalten
An der Kapuzze weiten Falten;
Er sieht sich um, zurückgerissen,
Entsetzen packt ihn, ist's das Gewissen?

Er zittert, wie der Espe Laub,
Hält mit den Händen seinen Raub;
Er schreit, er fleht, er ringt, doch ach,
Der, der ihn festhält, lässt nicht nach.
Er ruft: „Lass ab, Du Halbverbrannter!
Lass ab, Du Höllenabgesandter!
Was hältst Du mich? Was that ich Dir?"
„„Nicht mir!"" heult das Gespenst: „„Nicht mir!
Sieh an, sieh an, was Du vollbracht!
Dich treffe der Vergeltung Macht!""
Er liess ihn los — der Mönch entfloh,
Doch nicht des Frevels ward er froh,
Er irrt' umher halb toll im Land,
Bis ihn ergriff der Rache Hand.
Und an dem Ort des Frevels sein
Verzehrten Flammen sein Gebein.

24.

DIE NONNE.

Der Pilger trat in eine Klosterzelle
Als alte Schwester ein, und blickt' umher;
Sie war von frommen Schmuck nicht leer,
Und durch die Scheiben fiel gar milde Helle;
Das reine, stille Kämmerlein
Mit seinem Betaltar und manchem Heil'genschrein
Und dem verhüllten Bett glich einer Betkapelle.

Und sinnend sprach der Wandrer vor sich hin:
„Du heil'ges Haus, wo ich schon oft gewesen bin,
Wie manches Herz hast Du nicht eingeschlossen,
Das andern Freuden hingegeben schlug,
Und all sein Glück in Deine Mauern trug!
Wie viele Zähren sind in Dir geflossen!
Hier, wo die Ruhe wohnen soll,
Und Frömmigkeit, gottselige Betrachtung,

24

Hier ringen Hass und Liebe, Gluth und Groll,
Zorn, Neid und Stolz, Anbetung und Verachtung.
Der Leidenschaften Furiengeisel schlägt
Dem Herzen tiefe, blut'ge Wunden;
Es kommt hierher, will hier so gern gesunden,
Und wird erst heil, wenn mans zu Grabe trägt.
Doch still — es nahet die Bewohnerin,
Sie kommt vom Chor — bald wird sie nicht mehr
singen,
Das arme Herz, fast will es ihr zerspringen —"
Agathe kommt und wirft sich vor den Altar
hin.

„Aus tiefer Noth ruf ich zu Dir, zu Dir!
Gebenedeite Mutter aller Gnaden!
Erbarme Dich! Die Last, auf mich geladen,
Trag' ich nicht mehr, Maria, nimm sie mir!
Verwirf mich nicht, Du Himmelskönigin!
Hochheilige, zu der ich brünstig flehe,
Vor deren Blick ich ohne Hülle stehe,
Sieh gnädig nieder auf die Sünderin!
Ich war ein Kind der Welt, das Leben schmückte
Sich mir mit zaubervollen Reizen aus,
Dann stiess es in die Wüste mich hinaus,
Indem es um den Himmel mich berückte.

Hast Du geliebt, Maria? Gottvermählte!
Du hast geliebt, bevor Du Mutter warst,
Weil Du die ew'ge Liebe selbst gebarst,
Und liebtest noch, als Jesu Tod Dich quälte!
Hab' ich geliebt, Maria? Trank ich glühend
Nicht von dem süssen Nass des Wunderborns?
O nicht auf mich die Blicke Deines Zorns,
Versengend, richtend, Höllenflammen sprühend!
Nein, nein, Du lächelst, ja Du blickst verzeihend!
O Gott, mein Gott, ich bin ein schwaches Weib,
Ein Wurm vor Dir, und winde meinen Leib
Im Staub, mich blutig geiselnd und kasteiend.

O Heilige! Nimm mir die Erinnerungen!
Sie weichen nicht — sie trennen mich von Dir!
Bald nahen sie wie Frühlingsträume mir,
Bald halten sie wie Schlangen mich umschlungen!
Ihn — ihn — ihn — der mein Herz dem Heil entwandte,
In dessen Armen ich die Welt vergass,
Den ich, wenn ich auf seinem Schoose sass,
Oft meinen Gott, oft meinen Heiland nannte,
Ach ihn, dem all mein Leben angehörte,
Durch dessen Kuss ich himmelselig war,
Ihn seh' ich ewig!! — — O mein Adolar!

Wer war es doch, der unser Glück zerstörte?
War's meine Mutter? — Nein — die schläft schon
lange!
O Gott — mein Adolar — mein Mütterlein
War mild und gut — wer brach in unser Eden ein?
Weh, weh, Dein Vater! — Gott! mir wird so bange!
Maria! Mutter Gottes, rette! rette!
Ich kann nicht beten — kann nicht — immerdar
Schwebt vor dem Blick mein todter Adolar,
Und lenkt mein Auge von der heil'gen Stätte! —

Tönt noch die Laute, Lieber, Liedesklänge?
O süsser Nachhall — leise — schaurigsüss!
Nahmst Du die Laute mit ins Paradies?
Es rauscht so fern! — Mir ist die Brust zu enge!
Maria, hilf! Mein Heiland, blicke nieder!
Komm heiliger Geist! O Gott, ihn seh' ich stets!
Nur ihn — er raubt die Andacht des Gebets!
Mein Adolar! Dort — finden wir — uns wieder!"

Der stille Freund der Müden, Schmerzgequälten
Tritt näher, löschend ihres Lebens Licht.
Agathe sinkt, ihr mattes Auge bricht,
Und droben fand sie wieder den Erwählten.

25.

DIE GREISIN.

Der Pilger ging im Nebelkleide
Im Abenddämmer über die Haide;
Der Herbstwind rauscht' im welken Gras,
Da sah er nach dem Stundenglas,
Und setzte sich, vom Pfad seitab,
Auf ein bemoostes Hünengrab,
Auf welchem Bäume mancherlei
Auch Blumen und Kräuter wuchsen frei.

„O Zeit!" so sprach er vor sich hin:
„Wie alt ich doch schon geworden bin!
Hab nimmer Rast, hab nimmer Ruh,
Und sehe dem ewigen Wechsel zu.
Hier war vordem ein Eichenhain,
Da senkten sie grosse Helden ein;
Mit Schild und Rüstung, Sklaven und Ross
Ein Grab des Hünen Leib umschloss. —

Oft schien der Schimmer weit ins Land
Von starker Kämpfer Leichenbrand.
Und ihrer Leiber Ueberrest,
Hielt noch im Grab die Urne fest.
O Zeit, wohin ist der Eichenhain?
Vergangen, wie der Helden Gebein.
Nur jene Berge, die dort ragen,
Sind noch, wie in der Vorzeit Tagen;
Sie heben kahl ihr Haupt empor —
Auch ich bin blieben, wie zuvor.
O Zeit, Du Vater alles Seins,
Lass allen Leben — nimm mir meins!
Gar müde bin ich von manchem Gang,
Nähm' doch ein Grab mich in Empfang!"

Der Pilger sass, und sprach es laut,
Flocht sich einen Kranz von Wermuthkraut;
Da siehe, kam von ohngefähr
Ein altes Weib des Wegs daher;
Am Stab gebückt, gebeugt von Jahren,
Ein Regentuch über den grauen Haaren,
Einen Rosenkranz in welker Hand,
Und frostig gehüllt in ihr Gewand.
Sie sprach sich leise manchen Spruch
Aus der Postill und dem Bibelbuch.

Und sah, weil es schon dämmrig sehr,
Des Pilgers Stundenglas nicht mehr,
Und trat's entzwei, da hob sich's grau
Vom Hügel, näher kam's der Frau.

„Wohin geht, Mutter, Euer Schritt?
Lauft nicht so hurtig, nehmt mich mit!“
„„Was redet Ihr für unnütze Wort'?
Bin alt und schwach, und kann kaum fort.““
„Seht Mutter, ich hab 'nen schönen Kranz,
Bin ein feiner Gesell, kommt mit zum Tanz!“
„„Was höhnt Ihr doch mich armes Weib?
Fort schlepp' ich kaum den müden Leib.
Vor Zeiten hab' ich wol gesprungen
Im Tanz, eine Junge mit den Jungen;
Ich war eine hübsche, feine Maid,
Gar schön stand mir das Sonntagskleid;
Sie nannten mich All' ein schmuckes Ding,
Wenn ich Sonntags unter die Linde ging.
Da haben, in meiner guten Zeit,
Um mich die schönsten Bursche gefreit,
Von allen aber ich keinen nahm,
Bis ich einen alten Spielmann bekam —
Der ist nun schon lange, lange todt,
Mich drückt des Alters Plag' und Noth.““

Sie sprach's, und dacht' an den seligen Mann,
Und eine salzige Zähre rann
Ihr über das Runzelangesicht;
Da sieht sie schreiten im Dämmerlicht
Ihren alten Mann, der lange schlief,
Und sie nun auch nach Hause rief.
Sie bebt; die bleiche Lippe spricht
Ein Vater Unser vor sich hin.
,,Herr, geh mit mir nicht ins Gericht,
Nimm gnädig auf die Sünderin.“
Der Pilger legt' ihr aufs Haupt die Hand,
Da sank sie nieder, und er verschwand.
Am Hünengrab, beim Morgenroth
Fand man die Alte ruhend — todt. —

26.

DER ARZT.

Der bleiche Wandrer war allein,
Er sass auf einem Leichenstein;
Und als er einsam sass, und sann,
Da fiel aus Nachtgewölk ein Strahl,
Des Mondes matter Schein, und spann
Sein Silbernetz um Berg und Thal.
Der Wandrer aber blickte stumm
Auf all die Gräber rings herum.
Die dunkeln Kreuze dort von Holz,
Die Marmormonumente stolz,
Die Grüfte, dunkelgähnend dorten,
Mit ihren Eisengitterpforten,
Die Hügel, blumenüberblüht,
Und drunter Herzen, die verglüht.

Der Wandrer sitzt, und sinnt und lauscht;
Der Nachtluft Geisterwehen rauscht

In abgebleichten Todtenkronen,
Sonst hallt kein Laut, kein Leben spricht;
Die schlafen, die da drunten wohnen,
Bis sie der Herr weckt zum Gericht.

„Schlaft ruhig!“ spricht der blasse Mann:
„Ihr, die kein Schmerz mehr quälen kann;
Ihr, die gelebt, geliebt, gelitten,
Gehofft, geweint, gefleht, gestritten,
Bis euch die letzte Stunde rief;
Ihr, hier gebettet kühl und tief,
Schlaft ruhig! O wie Viele neiden
Euch um den süssen, langen Schlaf,
Und wollen doch nicht gerne scheiden,
Wenn sie das Loos des Scheidens traf!“

Der Wandrer hebt das Haupt empor,
Als wach' er auf aus halbem Schlummer.
„Wie“ — spricht er: „komm' ich mir doch vor?
Was kümmert mich der Menschen Kummer?
Was schleicht sich die Melancholei
So mondscheinblass zu mir herbei?
Den Gärtner lob' ich, der mit Fleiss
Den Garten mir zu bauen weiss.
Möcht' ihn wol kennen, diesen Mann,

Er hat gewiss recht *tief* studiert,
Dass er so viel *vollbringen* kann,
Und es zum Ende *gründlich* führt." —

In seiner stillen Zelle sass
Der Doktor Pankraz Hippokras,
Ein hagrer Mann mit weisen Mienen,
Die stets nur zu verkünden schienen.
Vom Tag fiel nur ein matter Schein
Durch runde Scheiben ins Kämmerlein,
Ein treuer Hund bewahrte das Haus,
Ging Hippokras zu den Kunden aus.

Der Wandrer kam, sprach: „Gott zum Gruss!"
Gern nahm ihn der Arzt zum Famulus,
Und freute schon sich aufs Skelett,
Wenn der bleiche Diener sterben thät'. —

Fortan nun führte jener in Ruh
Dem Hippokras die Kunden zu;
Bald Kind, bald Greis, bald Weib, bald Mann,
Jüngling und Jungfrau, keins entrann.
Der Todtengräber rührte sich wacker,
Er kam fast nicht vom Gottesacker;
Der Doktor schafft' ihm viel Genuss,

Und treulich half ihm sein Famulus,
Bis einst die Beiden sich entzweit,
Und mit einander kamen in Streit.
Der Famulus schalt auf den Mithridat,
Den Doktor solches erzürnet hat;
Der Famulus sprach, dass diese Arznei
Nicht gut für jegliches Uebel sei;
Da schrie der Doktor: „Für jedes Weh
Ist der Mithridat eine Panacee!“
Der Famulus: „Ich lobe mir
Das *caput mortuum* dafür!“
Der Doktor: „Schweig' Er, armer Tropf!
Hat Skrupel wol, aber kein Hirn im Kopf!“
Der Famulus sprach: „Fahr' wohl, Hippokras!“
Und warf ihm vom Tisch das Stundenglas.
Die Scherben klirrten, der Sand verrann,
Der Doktor — war ein todter Mann.

27.

DER STERNDEUTER.

In seiner Kammer, hochgebaut,
Draus er den Himmel überschaut,
Und was an ihm vorüberzog,
Sass über Büchern ein Astrolog.
Da stand Geräth viel von Metall,
Und unterm Tisch lag ein Krystall,
Und über ihm da hing die Welt
Im Kleinen künstlich vorgestellt;
Der Erdball schwebend in der Mitten,
Von seinem Horizont durchschnitten,
Umschlungen vom Meridian,
Und vom Aequator rund umfahn.
Schräg über der Zodiakus
Mit seinen Zeichen und *Gradibus;*
Die Wendezirkel nicht vergessen,
Und alles künstlich ausgemessen.

Die Himmelshäuser abgetheilt,
Zu stellen die Nativität,
So wie zu wissen, wo verweilt
Auf seinem Kreislauf ein Planet.

Vertieft in seine Zirkel sann,
Der Astrolog, der weise Mann,
Schrieb Zeichen viel und Zahlen nieder,
Und rechnet und verwarf sie wieder.
Da trat im Abenddämmerschein
Der Wanderer zu ihm herein,
Und grüsst' ihn höflich, sprach: „Ihr seid
Ein Licht der Welt, gebt Vielen Bescheid
Was auf der Erd' ihr Schicksal sei,
Und lest es in den Sternen frei,
Könnt Ihr nicht auch das Meine lesen?“

Es war ein sonderbares Wesen
Am Wanderer — sein tiefer Ton
Erschütterte den Erdensohn.
Er hob das Haupt empor, und sprach:
„Gar seltsam klingt mir Eure Frag'.
Bin nicht allwissend, lieber Mann,
Nicht alles dort ich lesen kann;
Doch manches künd' ich Euch vielleicht

Wenn Ihr mir Euern Taufschein zeigt,
Denn Eures Werdens Tag und Stund'
Muss erst zuvor mir werden kund.“
Da sprach der Wandrer: „Eure Kunst
Ist eitel Quark und blauer Dunst!
Weiss nicht, wann Ihr geboren seid,
Und stell' Euch dennoch den Bescheid,
Dass Euer Stern im schwarzen Haus
Saturni steht, und gleich löscht aus.
Das ist mein Taufschein!“ — Und er hält
Ihm einen nackten Schädel vor.
Da sieht zum letztenmal empor
Der Astrolog, und seufzt, und fällt
Von seinem Sessel, hats vollbracht. —
Der Wandrer schreitet in die Nacht,
Und pilgert, wie im tiefen Sinn,
Ernst unterm Sternenhimmel hin,
Und blickt umher, wo Mondenstrahl
So friedlich ruht auf Berg und Thal;
Und wiegt sein weisses Haupt im Wind,
Und spricht: „Der Mensch bleibt ewig Kind,
Nur kindlich nicht, befangen nur.
Die heil'ge Sprache der Natur,
Die laut zu seinem Geiste spricht,
Vernimmt er, doch versteht sie nicht.

Er möcht' im kindischen Bemühn
Die Sterne zu sich nieder ziehn,
Er wähnt, die Sonnen wechseln dort
Um seinetwillen Stand und Ort.
Heiss ist, der in ihm glüht, der Drang,
Doch oft zu seinem Untergang.
Sein Geist kühn nach dem Höchsten greift,
Und ewig in der Irre schweift,
Und aller Sterne Bahnen misst,
So gross, und doch so kleinlich ist!
Wenn um ihn her voll Majestät
Der Lebensodem Gottes weht,
Wenn Sturm die Wolkenfahnen schwingt,
Wenn die Natur ihr Brautlied singt,
Schliesst oft der Mensch in kalter Ruh
Sein Herz der Mutterstimme zu,
Und müht sich meist mit todtem Worte,
Steht harrend an der Lebenspforte,
Die nie den Formeln sich erschliesst,
Sich dem nur aufthut, der geniesst."

28.

DER WUCHERER.

Ein Wuchrer sass inmitten seiner Güter,
Tief im Gewölb, des Mammons karger Hüter,
Geld war sein Gott, Geld seine Seligkeit,
Sein Himmel, dess er sich in dumpfer Gruft gefreut.
Da lag vor ihm das liebe, theure Gold,
Wie tausend Liebesaugen, lockend, hold;
In Säcken, wohlversiegelt und verwahrt,
Stand mancher Schatz, seit Jahren aufgespart;
In Truhen festverschlossen, angekettet,
War jahrelang der Reichthum schon gebettet.

Der Wuchrer zählte, zählte still und leis
Und ämsig, und es trat oft kalter Schweis
Auf seine Stirne, wenn er sich verzählte,
Wenn an dem Tausend ein Denar nur fehlte.
O wer kann schildern, was ein Wuchrer fühlt,
Wenn er in seinem Gold wollüstig wühlt?

So fühlt der Geier, hält den Raub er in den Krallen, —
Was kümmerts ihn, dass Thränen drauf gefallen?
Dass es verflucht ward mehr denn tausendmal,
Und oft erpresst durch mehr als Henkerquaal?
Es lösen Thränen, denkt er, nicht Metall,
Sie waschen es nur blanker — Seufzerhall
Wiegt nicht so schwer, wie Gold, und Fluch und Blut,
Wie heiss auch brenne beider Gluth,
Sie schmelzen nicht Metall, verringern nicht den Werth. —

Und einsam sass der Wuchrer, abgezehrt
Von Gier und Habsucht, Grimm im Blick und Groll,
Dass noch nicht alle Truhen übervoll;
Da weht der Wind ein welkes Blatt herein,
Es raschelt — Furcht durchgrauset sein Gebein;
Er hört in jedem Rauschen einen Dieb,
Der ihm den Himmel stiehlt, ach, ihm so lieb.
Und stärker rauscht es, und das abgebrannte Licht
Flammt sterbend heller auf — „Ha, schreckliches Gesicht!
Da sitzt der Dieb — wie kam er nur herein?
Er streicht mit gieriger Hand den schönen Mammon ein!

Weh mir! Verfluchte Polizei! Ha, Schurke! Hund! —"
Vor Schreck erstirbt der Ruf in seinem Mund.
Er will empor vom Sitz, und kann es nicht,
Will Hülfe rufen, aber Luft gebricht.

Und mehr und mehr nimmt sich der Räuber, häuft
In sein Gefäss das Gold, dass es fast überläuft.
„Ha — halt — halt —" krächtzt der Geizige hervor:
„Du — Du — Du nimmst mir ja mein Leben!"
Da hohnlacht eine Stimme: „Karger Thor!
Das weiss ich, und das will ich eben!
Drum nehm' ich Deinen Schatz!" Es rafft der Dieb die Lasten
Zusammen, und sein Fuss zertritt die Kasten.
Der Wuchrer springt empor, wild glüht sein Blick,
So stürzt die Löwin auf den Räuber ihrer Jungen,
Die Arme hält er, wie zum Kampf geschwungen,
Springt auf, und fällt, und bricht im Fallen das Genick.

Der Räuber — einer wars, dem nie ein Schloss zu fest,
Der sich durch Mauern nicht im Lauf beschränken lässt,

Der keinen Schatz bedarf, und nur nach einem strebt,
Dem besten, den der Mensch besitzt, so lang er lebt;
Der Räuber blieb noch eine Weile
In dem Gewölbe, wo der Wuchrer lag,
Sah düster den Gefall'nen an, und sprach:
„Nun geht Dein Mammon bald in viele Theile;
Du hast des Leibes Blösse kaum bedeckt,
Du hast durch Habsucht Deinen Ruf befleckt,
Du hast gehungert, hast in toller Gier
Des Lebens Freuden selbst verweigert Dir,
Hast Arme hart von Deiner Thür gestossen,
Warst Kleinen ein Tyrann, und sklavisch klein vor Grossen;
Was hast Du nun, Du armer, armer Mann?
Was frommt's, dass Deine Gier Dir Tausende gewann?
Wer weint um Dich? Wer klagt, dass Du gestorben bist?
Mit Abscheu nennt Dich, wer Dich nicht vergisst.
Nicht Weib, nicht Kind, nicht Freund zollt eine Thräne!
Du warst allein, — so wandelt die Hyäne
Einsam, und scharrt aus Gräbern ihren Frass,
Doch solches will Natur, sie nähret sich vom Aas,

Du scharrtest Gold aus manchem Grab des Glückes,
Das weinende Familien verschlang;
Wird vor dem Dräu'n des Weltenrichterblickes,
Unseliger, wird Dir vor Gottes Zorn nicht bang? —
Reift drüben Dir der Fluch, hier von Dir ausgesät?
Du kannst nicht Rede stehn, zur Antwort ist's zu spät!" —

29

29.

DER KAUFMANN.

Fern, wo die hohen Pyramiden ragen,
Der Wanderer, der flügelschnelle, stand,
Und wandelt einsam an des Nilus Strand,
Und sass auf Sykomorasarkophagen.
Es war so still am trüben, trägen Nil,
So freudenlos die Gegend, menschenleer;
Im Uferschilf lag manches Krokodill,
Und sonnte sich, und späht' nach Raub umher.
Der Pilger dachte längstvergangner Zeit,
An Memphis Pracht, an Möris Einsamkeit;
Als noch in Thiergestaltung, wunderbar,
Osiris Sonnengottheit heilig war.
Als noch das Isisbild in Sais stand,
Und sich der Memnonssäule Klang entwand.
Wohin das alles? Ach, verwischt, verweht,
Wie Farbenzauber von dem Blumenbeet,

Wenn sich die Gottheit hinter Wolken birgt,
Und rauher Herbst die Sonnenkinder würgt.
Dahin, dahin! — Der Wandrer schlich sich sacht
Zu Mumien in der Pyramiden Nacht.
„Euch kenn' ich alle!“ sprach er still für sich:
„Ich hab' ein treu Gedächtniss —“ und entwich,
Und blieb in ewigen Ruinen stehn,
Von Tempeln, wie die Welt nur einmal sie gesehn.
Und trat zu Sphinxgebilden: „Leg' ich euch
Ein Räthsel vor, könnt ihr es lösen gleich?
Wie heisst das Thier, es hat nur einen Zahn,
Dem Todtes, wie Lebend'ges unterthan!
Es wird dereinst sein, und es ist, es war.
Und lebt doch nicht, auch ist es unsichtbar.
Es ist nicht Gott, und Gott erschuf es nicht,
Ich bin es auch nicht — gebt ihr mir Bericht?“ —

Die todten Steine schwiegen, und er schritt
Den Strom entlang, und trat hinein, und ritt
Auf einem Leviathan rauschend fort;
Der trug ihn wieder zu belebtem Ort.

Da nimmt der Pilger eine Sklavenschaar
Die man auf die Galeeren schmiedet, wahr,
Und tritt mit ihnen in das Schiff, das schüttert,

Als wenn vom Erdstoss rings der Boden zittert.
Und auf den hohen Sklavenschiffen sah
Der Wanderer ein Volk aus Afrika,
Entmenschter Menschheit jammervolles Bild;
Ein Tiger schwang die Knotengeisel wild,
Und liess sie fallen auf die Rudersklaven,
Und die Galeere rauscht stolz aus dem Hafen. —
Der Pilger aber blieb nicht auf dem Schiff,
Der Ruhelose war bald hier, bald dort,
Mit unsichtbaren Geisterhänden griff
Er nach den Lebenden und riss sie fort.
Er findet überall für sein Geschoss das Ziel,
Und ihm entsegelt nicht der schnellste Kiel;
Kein Anker hält das Schiff des Lebens fest,
Wenn er die dunklen Flaggen wehen lässt,
Kein Hafen schirmt vor drohender Gefahr;
Er segelt frei, der schrecklichste Korsar. —

Und eine Flotte legt im Hafen an, zu rasten,
Die Wimpel wehn, es ragt empor ein Wald von Masten,
Die Güter, hergeführt aus fremdem Land,
Sie werden ausgeladen an dem Strand.
Der reiche Kaufmann zählt, berechnend freudenvoll
Den Nutzen, den das Gut ihm fürder bringen soll.

Die Mäkler nahen und die Zollbeamten;
Da schallt es von dem Schiff wie Heulen der Verdammten,
Dort ringt Verzweiflung mit der Tyrannei,
Dort machen mordend sich die Sklaven frei;
Sie würgen mit den Ketten, lang' getragen,
Die Peiniger, die grausam sie geschlagen.

Siehst Kaufmann, Du das wüthende Gespenst,
Dicht hinter Dir, das Du mit Grausen nennst?
Dein Kompass zeigt nach unbekannten Räumen!
Auf, auf, zu neuer Fahrt, hier gilt kein Säumen!
„Gold von Peru, fahr' wohl! Ihr Waarenballen
So gross und kostbar! — Weh, ein Räuber hat mich überfallen!
Helft! Tausend Pfund, wer mir ein Leben leiht!
Geh weiter Freund, ich habe heut' nicht Zeit!
Ich muss noch rechnen! Hörst Du, Lieber?
Komm doch ein andermal, geh heut vorüber!
Weh, weh! Die Zeit ist flau, es steigt die Bahre!
Verdammt! das Leben ist nur kurze Waare! —"

30.

DER SCHIFFER.

Was fliegt dort unter Sturmgesaus,
Durch der Meereswogen Donnergebraus,
Durch die Regenfluth, die vom Himmel fällt,
Durch die wilde, wüthende Wasserwelt?
Ein Schiff, ein Schiff, das der Sturm gefasst,
Drin sitzt ein Gespenst und zerbricht den Mast,
Dass spühlten die Wellen ins Schiff herein,
Die Schiffer fluchen, beten und schrei'n.
Mit Wuthgebrüll wirft der Orkan
Die Wasserberge himmelan.
Das Schifflein tanzt, wie ein leichter Ball,
Durch den unermesslichen Wogenschwall.
Da hilft kein Steuer, kein Ruder mehr,
Die Segel flattern im Sturm umher,
Die Blitze flammen in rother Gluth,
Und spiegeln sich grell in der tobenden Fluth.

Und mit Donnergekrach erschüttert das Schiff
Ein Stoss vom tückisch verborgnem Riff,
Und lauter das Heulen, das Winseln am Bord,
Fast übertäubt es den brüllenden Nord.
„Ein Leck!“ so wimmert und schreit es: „ein Leck!“
Da bleicht die Gesichter ein starrer Schreck.
„Fahrt wol!“ ruft Mancher, „fahrt wol und gut!“
Und springt über Bord in die tosende Fluth.
Und der graue Pilger noch immer sitzt
Im Zetern der Menge, von Flammen umblitzt;
Bis das Schiff mit Wasser sich füllt, und sinkt,
Und der Rachen des Meers es hinunter schlingt. —

Und wie der Sturm sich mälig legt,
Nicht mehr so wild das Meer bewegt,
Da sieh, steigt aus dem Fluthenschoos
Das Wrack empor, doch mannschaftlos.
Nur Einer sitzt noch starr am Mast,
Hält mit dem Arm den Baum umfasst,
Und ohne Segel und Steuer fährt
Er übers Meer hin, unversehrt.
Weit, immer nordwärts, Tag und Nacht,
Und immer im Schiff die gespenstige Wacht,
Im Nebel und im Sturmeswehn
Hat's mancher Schiffer grausend gesehn.

Oft rauscht das Wrack allein dahin,
Und es badet im Meere der Mann darin,
Und spielt mit dem Hai und dem Behemoth,
Die folgen gehorsam seinem Gebot.
Und Wassersäulen wirbeln heran
Die tanzenden Töchter des Ozean,
Und grüssen, vorüberdonnernd dem Lauf
Des Wracks, den Schiffer, der hält sie nicht auf.
Und weiter nordwärts, und Nacht und Tag,
Bis sich Nacht zum Tag nicht mehr wandeln mag,
Bis die Berge von Eis mit bläulichem Glanz
Mondhell erleuchten die Meerfluth ganz.
Bis mit Purpurflammen in dämmernder Nacht
Die leuchtende Krone des Pols erwacht,
Und farbenprangend den Himmel durchstrahlt,
Und mit zitterndem Glanze die Wolken malt.
Da rastet das Wrack, und der Wandrer sinnt,
Was im Hause der Oede er fürder beginnt. —
Und es kreiseln die Wasser, es sprudelt und schäumt,
Und ein träger Riese, der lange geträumt,
Tief unten im Grunde, der wagt sich hervor,
Wie ein hügliches Eiland steigt er empor,
Mit Korallenwäldern und wogendem Tang,
Und streckt die gegliederten Arme so lang.
Und der Schiffer, wie sich's den Tiefen entringt,

Auf das Thier, das inselgestaltige, springt,
Und schwimmt auf dem Kraken in eisiger Ruh —
Er findet die Bahnen — dem Nordpol zu.
Dort hat er den Erdachsenstern im Zenith,
Dort hat er ein Haus und ein Heimathgebiet,
Das hat noch kein kundiger Schiffer entdeckt,
Es liegt hinter ewigen Gletschern versteckt;
Und an jeglichem Thor, Süd, West oder Ost
Steht ein grimmigschnaubender Wächter — der Frost.

Der Kraken versinkt in die strudelnde Fluth
In der Tiefe zu ruhn, wie zuvor er geruht,
Und einsam, einsam der Wandrer zieht
Aus der freudlosen Oede starrem Gebiet,
Ueber Flächen von Eis, und auf morschem Kahn
Fährt er wieder dahin durch den Ozean.

31.

DER RITTER.

Wie so der stille Schiffer einsam fährt,
Durchs Meer, durchs ungeheure, weite Meer,
Von den Gedanken trüben Ernsts genährt,
Und auf die Flächen blickt so leer, so leer,
Da wars, als zög' ein schauerlicher Klang,
Halb Wellenrauschen, halb ein murmelnder Gesang,
Weit übers Meer, erschütternd, fürchterlich;
Der Schiffer sass im Kahn und sang ein Lied für
sich:

„Ozean! Ozean!
Ebne dich mir zur Siegesbahn!
Ruhig ihr Wogen, ruhig du Luft,
Gönnt mir hinunter den Blick in die Gruft,
Wo die Tausendmaltausende schlafen,
Die ich nach Stürmen geführt in den Hafen!“

„Ozean! Ozean!
Trage den König mit seinem Kahn!
Bette des Lebens, räumig und gross,
Schläft sich's nicht ruhig in deinem Schoos?
Lebender Grab und der Todten Wiege,
Feierst du, Mächtiger, Sieg auf Siege!“

„Ozean! Ozean!
Wirf deine Wellen himmelan!
Wühle dich, Sturm, in des Riesen Haar!
Peitsche der Wogen rollende Schaar!
Brüllende Leuen der Meereswüste,
Jubelt ihr, dass euch der König grüsste? —“

Und schwellender die hohen Wasserberge
Vorüberrollten Särge über Särge,
Und brausend brach aus Wolken der Orkan,
Und schäumend schwoll die Fluth, und aufgebracht;
Und Leichen trieben an das Boot heran,
Und Meergespenster tauchten aus der Nacht.
Dann warf das Meer den Nachen an den Strand,
Und wieder schritt der Pilger durch das Land. —

Da war — er sah es froh — die Welt im Streit,
Da war ein grausenvoller Kampf entbrannt,

Es rang die Helle mit der Dunkelheit,
Ein Dämon herrschte: Glaubenskrieg genannt;
Ein treuer Diener jenes Schrecklichen,
Der schonungslos dem Leben Kampf erklärt,
Bis das Erbarmen des Unendlichen
Ihn ruhen heisst, und er zur Heimath kehrt. —

Durch mitternächt'gen Dunkels trüben Flor
Brach mehr und mehr ein heller Glanz hervor,
Die Wolkenschleier thürmten sich vereint
Zu überschatten diesen neuen Feind,
Doch siegreich stieg die Sonne, herrlich brach
Durch Nacht und Dämmerung ein schöner Tag;
Nur dass aus Blut sein Morgenroth bestand,
Dass seine Fackel Länder steckt' in Brand,
Dass manches edle Haupt in Sand gerollt,
Wir wissen nicht, ob das der Herr gewollt! —

Geharnischt stand, ein kühner Rittersheld
Ein Glaube hier, ein Glaube dort im Feld.
Und solcher Kampf, er sprach der Menschheit Hohn;
Da stritt der Vater grimmig widern Sohn,
Der Bruder schonte nicht des Bruders Blut,
Der Fanatismus schwang wie rothe Gluth
Die Flammenflügel — Scheiterhaufenbrand

Ward ein dem Herrn gefälliges Werk genannt.
Verfolgung wüthet rings im Süd und Nord
Und Ablass gab's für jeden Ketzermord.
Da hat der Mord die Tyrannei gefreit,
Und hielt in Frankreich seine Bluthochzeit. —
Der Pilger aber schritt umher im Land,
Und warf die Streiter nieder, wen er fand,
Er fragte nicht: Wess Glaubens bist Du? — Nein,
Wen seine Schreckenslanze traf, war sein.

Doch jene Helle, die so schön getagt,
Sie hat durch Nacht siegreichen Flug gewagt,
Und strahlt, nicht mehr vom Blutgewölk getrübt. —
Wer Gott vertrauet und die Brüder liebt,
Und ihnen wohlthut, und es nie vergisst,
Dass er ein Mensch und nimmer fehllos ist —
Wer ruhig auf der Bahn der Tugend geht,
Nicht liebelos auf andrer Mängel schmäht,
Wer nicht gefühllos Arme beugt und drückt,
Und glücklich ist, wenn andre er beglückt,
Und reines Herzens, seiner Pflicht getreu,
Wer fragt wol solchen, was sein Glaube sei? —

32

32.

DER EDELMANN.

Der Wandrer ging durch den Dämmerschein,
Durch Feld und Gehölz und immer allein;
Und als er so ging mit weiten Schritten,
Da kam ein hoher Reiter geritten.
Der Wandrer wusste, wer er war,
Und schritt ihm näher unsichtbar,
Und schlug das Ross mit leisem Streich,
Leblos zu Boden sank es gleich.
Der Reiter, der sich überschlug,
Rafft' sich empor mit einem Fluch,
Liess Pferd und Zeug, und eilte so
Des Wegs zu Fusse weiter; froh
Dass er den Falken auf seiner Hand
Noch unbeschädigt am Leben fand,
Und dass nicht die schöne Rüstung zerbrach;
Ihm schritt der Wandrer langsam nach.

Sie gingen auf einer Bergeshöh',
Tief unten lag ein spiegelnder See,
Um dessen Ufer lachend und schön
Ein Kranz sich zog von Städten und Höhn.
Und näher und näher langsam und sacht
Kam dem Ritter der Pilger in Bauerntracht,
Und sprach ihn an mit grüssendem Wort;
Der Ritter aber ging weiter fort,
Gar trutziglich ging er, und dünkt sich was rechts,
Und achtete nicht auf den Gruss des Knechts.
Der aber hielt ihn gewaltsam an
Und donnerte: „Halt, Herr Rittersmann!
Warum nicht dankt Ihr des Bauers Gruss?“
„Das thu' ich darum, weil ich nicht muss!“
Entgegnet der Ritter zornig und laut,
Hat auch grimmig den Landmann angeschaut:
„Wenn der Bauer nicht immer die Peitsche fühlt,
Gleich in seinem Dünkel den Herrn er spielt.
Einen Bauer grüssen, ihn blicken nur an
Wär' ihm zu viel Ehre angethan.
Packt Euch gleich von dannen, Ihr grober Knecht,
Sonst will ich Euch lehren, mit wem Ihr sprecht!“
Da gellt durch die Lüfte, grässlichen Tons,
Ein wildes Gelächter entsetzlichen Hohns,
Und der Bauer stand vor dem Ritter da,

Wie ein brüllender Leu aus Afrika,
Und rief: „Du Schächer, so hältst Du werth
Den Mann, der Dich und die Deinen ernährt?
Mit Füssen trittst Du den Bauernstand?
Ein wucherndes Unkraut bist Du dem Land!
Ein wilder Rebstock, der um sich rankt,
Doch Niemand labende Frucht ihm dankt!
Du prangst mit Federn und Gold und Seide,
Der Bauer muss gehen im groben Kleide,
Muss Dich nur kleiden mit seinem Fleiss,
Muss Dich nur mästen mit seinem Schweiss!“

Der Edelmann entsetzte sich,
Der Bauer war gar zu fürchterlich,
Und niemand zeigte sich weit und breit,
Der etwa wär' zur Hülfe bereit.
„Lass sehn, Du Männlein, hochgeborn,
Ob Du von besserm Schrot und Korn?
Fort, fort mit Deinem Firlefanz,
Es gilt jetzt einen ernsten Tanz!“

Den Falken von des Ritters Hand
Nahm der Bauer und warf ihn todt in den Sand;
Die bunte Scherpe riss er in Fetzen,
Und eilte, die Füsse drauf zu setzen.

Das Helmvisir von einem Schlag
Zersplittert und klirrend am Boden lag.
Dann riss er den Brustharnisch ihm vom Leib,
Starr stand der Ritter, wie Loths Weib;
Und der Harnisch auf den Boden klang,
Dass er mitten von einander sprang.
Da rief der Ritter im Drang der Noth
Die Heiligen an, Marien und Gott,
Der Bauer aber liess ihn stehen,
Und wurde von ihm nicht mehr gesehen.

Er kam in sein Schloss, wie ein Schatten bleich,
Liess den Pater kommen und beichtete gleich,
Und als er krank auf dem Lager lag
Nach jenem Anfall am dritten Tag,
Da schrie er: „Seht dort den Bauer, hu!“
Und schloss die Augen auf ewig zu.

33.

DER GREIS.

Und weiter ging der Wandrer durch die Welt,
Des Amtes wartend, dem er war bestellt,
Brach manche Rose, pflückte manche Frucht,
Und mancher fand ihn, der ihn nicht gesucht;
Und mancher sucht' ihn, der ihn lang nicht fand,
Und griff ihm wol ins Amt mit eigner Hand;
Da naht er einem hochbetagten Greis,
Und reicht' ihm freundlich ein Cypressenreis.

Ein Sänger war der Alte, froher schlug
Manch Herz, wenn er durchs Land die Harfe trug.
Und was er sang, und was er lehrend sprach,
Das tönten ihm viel tausend Zungen nach.
Sein Name wurde feiernd hochgestellt,
Und Herrschern war der Sänger zugesellt.
Sein Lorbeer blüht' im Reich der Poesie,
Wie andern Sängern er geblüht noch nie.

Ihm war das Glück mit seinen Gaben hold,
Ihm boten Lieb' und Freude reichen Sold.
Die Kunst auf ihren stolzen Thron ihn hob,
Von Land zu Lande flog sein Ruhm, sein Lob.

Da kam der Wandrer aus dem Schattenland,
Und nahm das Saitenspiel ihm aus der Hand,
Das oft der Hörer Herzen hoch entzückt,
Das oft der Kränze Fülle reich geschmückt.
Der fremde Wandrer führt' ihn leise fort;
Die Saiten tönten klagend im Accord,
Wie sich der Aeolsharfe Klang entringt,
Wenn Zephyr um sie seine Flügel schwingt.
Und ruhig, lächelnd, wie der Weise geht,
Wenn ihn die Ahnung höhern Seins umweht,
Folgt er dem Führer, der ihm still gewinkt,
Ein Schwan im Abendroth, der singend sinkt.
Es stützen ihn der Wandrer und der Stab,
Und leiten ihn selbander bis zum Grab,
Das schon geöffnet seiner lang geharrt;
Da sagt er Lebewohl der Gegenwart,
Blickt zu den Wolken, und in sel'ger Ruh
Geht er durchs dunkle Thor der Zukunft zu. —

Und als geschieden war sein hoher Geist,
Fühlt sich die heil'ge Liederkunst verwaist,

Und weint auf seinem Hügel. Sieh da naht
Der ihr den theuren Sohn entrissen hat,
Und flüstert leise, wie der Abendwind,
Als um den Liebling ihre Zähre rinnt:
„Was weinest Du? Ich liess ihn lange Dir,
Da fiel sein Loos, und nun gehört er mir.
Doch sieh diess Stundenglas mit seinem Sand!
Ich übergebe Dir's in Deine Hand;
Bewahr es als ein theures Heiligthum,
So lang' es rinnt, blüht Deines Lieblings Ruhm. —"

Und auf des hohen Sängers Hügel steht
Die wunderbare Sanduhr, nie gedreht.
Es rinnt der Sand darinnen fort und fort,
Und jener lebt noch blühend hier, wie dort.
Der Sand verrinnet immer mehr und mehr,
Doch wird das Glas, aus dem er rinnt, nicht leer,
So wie die zweite Hälfte nie sich füllt,
Wieviel von oben auch hinunter quillt. —

Des Kirchhofs Linden rauschten wunderbar,
Es schwamm der Mond im Sternenäther klar;
Es war als wallten Klänge durch die Luft,
Als blüh' ein Kranz voll Lieder auf der Gruft,
In der der Sänger sanft gebettet lag,

Dess Geist begrüsst des Jenseits schönern Tag;
Da schwebt heran des bleichen Wandrers Bild
Doch grausig nicht, nein, würdig, ernst und mild.

„Schlaf ruhig“ — sprach er: — „in des Hügels Schoos!
Nicht Allen fällt, gleich Dir, ein heit'res Loos,
Die dem Gebiet der Wirklichkeit entrückt,
Der Dichtung Zauberblüthen sich gepflückt.
Sie müssen bitter zahlen ihren Raub;
Das Leben bleibt für ihre Schmerzen taub,
Und Manchen, der noch hoffnungsselig war,
Musst' ich gesellen jener stillen Schaar,
Die kaum bewundert, dann vergessen wird,
Und nun an Lethes Schattenufern irrt.
Den Lorbeerkranz, den ihre Kunst errang,
Entreisst kaum eine Hand dem Untergang,
Neid, Hass und Dummheit nagen Blatt für Blatt,
Und Keinen — Keinen macht der Lorbeer satt. —“

34.

DIE BRAUT.

Das Leben ist doch schön! Ob mancher Kummer drückt,
Mit manchem Blüthenkranz ist sein Gefild geschmückt.
Ob auch die dunkle Macht uns immerdar umgebe,
Der wir vom Anbeginn zum Raub verheissen sind,
Sorglos und harmlos, wie ein spielend Kind,
Lebt Mancher fort, als ob er ewig lebe.
Der Kaufmann häuft die Schätze des Gewinns;
Der Wucherer berechnet Zinns auf Zinns;
Der Forscher segelt hoffend über's Meer;
Der Alterthümler wühlt rastlos im Staub umher;
Der Denker grübelt in des Wissens Schachten;
Systeme baut erklügelnd mancher Geist;
Was Einer hier als Heil, als Weltbeglückung preisst,
Glaubt dort mit vollem Recht ein Andrer zu verachten;
Und jeder irrt, von seinem Drang verlockt,
Bis, jedem noch zu früh, der Puls des Lebens stockt.

Wir forschen ämsig nach der Dinge Grund,
Wir mühen uns, wir hoffen, wir verlangen,
Wir weinen, winseln, jubeln, schwärmen, bangen,
Und thun im kühnsten Wahn stets unsre Schwachheit kund.
Und doch ist schön das Leben! Fromme Triebe
Erfüllen uns mit seligem Gefühl.
Du Freundschaft, Glaube, Hoffnung, Liebe,
Du Liederkunst, der Töne Zauberspiel!
Und Deine Pracht, Natur, Du Jugendreizerfüllte,
Du sanfte Trösterin, Du Friedensengel Du!
Wem sich sein Tag des Glücks in nächt'ges Dunkel hüllte,
Der eile Dir, Du Lebensmutter zu.
Du winkst mit offnem Arm, wenn Lenze Dich bekränzen,
Dein Waldesschatten kühlt, wenn Sommergluth uns drückt,
Du lächelst aus dem Gold, mit dem der Herbst sich schmückt,
Und bist auch dann noch schön, wenn Eiskrystalle glänzen.
Du bist der Zauberkreis in dem das Leben weht,
Zum Schlaf sich niederlegt, und wieder aufersteht.

Warum der Pilger, den das Lied nicht nennt,
Das schönste Glück zerstört, vereinte Herzen trennt?
Wer ist so kühn, hier Antwort drauf zu sagen?
Das Schicksal reisst uns fort, und fruchtlos bleibt's,
zu fragen,
Und wol dem Sterblichen, der nicht die Zukunft
kennt! —

Ein wonnevoller Morgen weckt die Braut,
Sie hat mit stillem Ernst entgegen ihm geschaut,
Ihr keusches Herz hat sich dem Herrn erschlossen,
Sie hat den Tag begrüsst mit Wachen und Gebet,
Des Himmels Segnung fromm auf sich herabgefleht,
Und lieberfüllet auf den künftigen Genossen.
Nun tritt die Mutter in der Jungfrau Kämmerlein,
Sie trägt mit mildem Gruss den Brautschmuck ihr hinein,
Von ihr bewahrt in Truhen und in Schränken,
Den goldnen Halsschmuck mit den künstlichen Ge-
lenken;
So lieb und mütterlich, und mit dem Hochzeitkleide
Schmückt sie das theure Kind, und weint vor Lust
und Freude.

O weine, schmerzerkorne Mutter — weine!
Mehr Grund zum tiefsten Leid, wie Du, hat Keine!

Dein Freudenthränenquell wird bald verwandelt sein
In einen Kummerstrom und namenlose Pein.
Du siehst die Tochter nur, die Holde, hochbeglückt;
Den Diener siehst Du nicht, der sie statt Deiner
schmückt.
Der Morgenhimmel lacht im wolkenlosen Glanz,
Der Abend bringt ihr den Cypressenkranz.
Die goldnen Flechten, die der Myrtenkrone warten,
Besieh sie Dir genau, bald siehst Du sie nicht mehr.
Der bleiche Gärtner raubt für seinen stillen Garten
Dein Röslein, und es bleibt ihr Bette kalt und leer.

Und so geschah's, statt ihres liebewarmen
Getreuen Sponsen kam ein Schattenangesicht,
Und nahm die süsse Braut aus seinen Armen,
Das Auge, das so hold gelächelt — bricht. —

Und doch, wie war ihr Leben schön! Wie blühend
Lag hell vor ihrem Blick der Zukunft heit'res Land!
Wie träumte sie, voll reiner Liebe glühend,
Sich ein Elysium an ihres Gatten Hand!
Sie war dahin — dahin im Traum der Freuden,
Und — fragt euch ernst — war sie nicht zu beneiden?
Verfällt nicht einem schönern Loose,
Wenn sie ein Engel pflückt, die aufgeblühte Rose,

Als wenn sie trauernd welkt, und wilder Sturm ver-
streut
Die längst erbleichte Blüthenherrlichkeit? —

Doch leben! leben! ruft in uns ein mächt'ger
Trieb,
Selbst wenn uns kaum die Hoffnung übrig blieb.
Der Pilger winkt — wir bleiben seufzend stehn,
Noch einen Scheideblick — das Leben ist doch schön!

35.

FUERST UND FUERSTIN.

Gleich einer Fürstenbraut geschmückt
Erscheint das Leben, froh beglückend und beglückt,
Verjüngt und schön geht ihr die Zeit zur Seite,
Ein mächt'ger Fürst, im köstlichen Geschmeide.
Vor ihnen her geht unsichtbar ihr Sohn,
Der nun schon lange gross geworden;
Und schaurig murmelt seiner Pauke Ton
Zu Freudenhall und schmelzenden Accorden.
Er geht voran, er führt den langen Reigen,
Dem lauten Lärm folgt tiefes, tiefes Schweigen,
Der Trauerflor der Nacht umhüllt den Tag;
Das Leben und die Zeit, sie ziehn dem Sohne nach. —

Jedoch nicht Allen naht im Vollgenuss des Lebens
Der Schattenfreund, nicht Allen als Tyrann,
Und mancher kam zum Ziele seines Strebens,
Den Lachesis gar lang den goldnen Faden spann.

Denn ob auch schonungslos der Feind des Lebens
würge,
Ist er doch Unterthan von einer höhern Macht,
Die väterlich ob unserm Schicksal wacht,
Für diese Zuversicht ist frommer Glaube Bürge.

O süsses Glück der Liebe! Seligkeit
Bist du, wenn dich ein reiner Wille weiht;
Du bist des Lebens Nachtigallenklang,
Du bist sein Blüthenmond, sein Brautgesang,
Sein Rosenfest, das es voll Lust begeht,
Sein Engel, der mit sanfter Palme weht,
Wenn allzuheiss des Tages Schwüle drückt,
Du bist die Gottheit, die das All beglückt!

Das Leben steht auf seiner Sonnenhöhe,
Wenn der Vereinung Tag den Liebenden erscheint,
Sie fühlen froh des Erdenhimmels Nähe,
Und wandeln Hand in Hand, die Freundin und der
Freund.
Da tönt der Treueschwur: Dein eigen bis zum Grabe,
Und übers Grab hinaus für Zeit und Ewigkeit.
Und jeden Schwur verbürgt der Küsse süsse Labe,
Es wird mit jedem Kuss der schöne Bund erneut.
Der Wandrer geht bisweil den Liebenden vorüber,

Doch seine kalte Hand berühret sie noch nicht,
Winkt sie noch nicht in sein Gebiet hinüber,
Wo Liebe keine Kränze flicht.

Was ist das Glück des Lebens? Sagt es mir!
Wohnt es auf Bergeshöh'n im Luftrevier?
Wohnt es im Schattenthal, im Blüthenhain?
Schliesst Stadt und Dorf, und Schloss und Haus es ein?
Ihr saget, dass es treulos wandelbar,
Und heut nicht weile, wo's noch gestern war,
Und morgen schwinde, wo es heut verweilt,
Nicht leicht erjagbar, und ungleich vertheilt.
Das ist das Glück, doch nicht des Lebens Glück,
Das führen wir auf höhern Werth zurück,
Das fesseln wir an uns durch edle That,
Dann bleibt es treu, bis uns der Pilger naht,
Der unbedingt begehrt, mit ihm zu gehn,
Da wir denn erst, was wir verlieren, sehn.

Das Glück des Lebens ist ein reicher Baum,
Wir fassen seiner Schönheit Fülle kaum;
Von Blüthen ist er, wie von Früchten schwer,
Und nicht umstellt von Wächtern und Gewehr,
Dass jeder sich von ihm bereichern mag,

Zum Schmuck, wie zum Genuss, an jedem Tag.
Entkeimen ihm nicht, ewig zart und neu,
Die Zauberblüthen Hoffnung, Lieb' und Treu'?
Durch seine Blätter rauscht ein heitrer Sinn,
Es baut Zufriedenheit als Nachtigall darin;
Es ist im hohen, goldnen Lebensbaum
Für alle selige Gefühle Raum,
Und eine Aeolsharfe, Poesie,
Tönt Namen, wie Mäcen und Medici.

Ja, herrlich schmückt den Baum des Glückes Gunst
Mit der goldhellen Hesperidenfrucht der Kunst!
O Heil dem, der sie pflückt und treulich pflegt!
Ihm ist ein Zauberschatz ans Herz gelegt;
Ein liebevolles Kind, das dankbar ihn umschlingt,
Und seinen Namen auf die Nachwelt bringt;
Das ihm, wenn über ihn die Scholle rollt,
Den Thau der Dankbarkeit und Liebe zollt. —

Der Weise, der vom Lebensbaum geniesst,
Bebt nicht, wenn ihn der Pilger schweigend grüsst;
Er lächelt in den Sonnenuntergang:
„Kurz ist das Leben, und die Kunst ist lang!"

36.

DIE GRAEFIN.

Der Pilger auf seiner Wandrung stahl
Sich in eines Grafen Ahnensaal.
Still war es in dem weiten Raum;
Dem Wanderer umwob wie Traum
Vergangenheit mit grauem Gespinst;
Da hingen Fahnen, der Schlachten Gewinnst,
Dort rosteten Waffen, geführt im Streit,
Voll Scharten, Zeichen der Tapferkeit;
Und alte Bilder, ehrwürdig und grau,
Standen dort beisammen, Mann und Frau,
Sie schauten nieder mit ernstem Gesicht
Und kannten der Gegenwart Treiben nicht. —

Der Wandrer ging durch die weite Halle,
Sah die Bilder an und kannte sie alle.
Den hatt' er getroffen im Schlachtengewühl,
Den überwältigt im Minnespiel,

36

Den hatt' er gefunden, vom Wein berauscht,
Und jenen am Siechbett lange belauscht.
Auch die hohen Frauen in alter Tracht,
Er hatte sie alle zur Ruh' gebracht.

„Jahrhunderte" sprach er: „steht schon dies Haus,
Und hält bis zum letzten Bewohner aus.
Die Geschlechter erneuen sich Jahr' um Jahre,
Die Wiege steht bei dem Sarg und der Bahre.
Welch Ringen und Kämpfen! Lieb' oder Hass
Lebt in diesen Mauern ohn' Unterlass.
Ein Jeglicher strebt, und geht in den Streit,
Als kämpf' er für eine Ewigkeit.
Und der Ahnen Thatenglanz und Ruhm
Meint Jeder, wär sein Eigenthum." —

Der Pilger trat zum Bild einer Frau
Recht nah', und sah sich's an genau.
Es war die letzte der langen Reihen,
Ihr Gemahl zum zweitenmal thät freien.
Er war ein Mann von ziemlichen Jahren,
Bedeckt mit Runzeln und grauen Haaren,
Sein Weib war jung und vom feurigen Muth,
Und solcher Ehstand thut selten gut.

Der Wandrer blickte noch einmal hin
Und sprach: „Bald kommt eine Enkelin!“
Er lieh von der Letztgestorbnen Gestalt,
Ist dann leis aus den Ahnensaale gewallt,
Und trat im Schleier, mit fliegendem Haar,
In der Gräfin Zimmer, doch unsichtbar.

Der Graf war geritten zur Jagd hinaus,
Die Gräfin ruht' unterm Himmelbett aus.
Ein hässlicher Geiger aus welschem Land,
Im Gemach sich bei der Frau Gräfin fand.
Er geigte so künstlich, so seltsam und neu,
Er geigt' aus der Kammer die eh'lige Treu,
Er hat sich ergeiget die Gräfin geneigt,
Hat Hörner dem Grafen aufgegeigt.
Er sass ihr zu Füssen im Schlafgemach,
Aus den Saiten lockt' er manch zärtliches Ach!
Aus den Saiten flüsterte seine Begier,
Aus den Saiten seufzt' sein Verlangen nach ihr.
Und sie seufzt' es nach im zärtlichen Drang,
Was die säuselnde Stimme der Saiten sang;
Von Nachtigallflöten und Locken umgirrt,
Von schmelzender Wehmuth Glocken umschwirrt.
Da trat der Wandrer ihr sichtbarlich nah;
Sie kreischt, wie den Schatten sie vor sich sah;

Er reisst ihr vom Lager die Decken still,
In die sie sich hüllen und bergen will;
Er hält bei den Füssen sie festgepackt.
Der Geiger kommt ganz aus dem Tackt,
Sein Haar überm Angesicht, schwarz wie ein Mohr,
Hebt sich, vom Schrecken umgraust, empor.
Der Hund, seiner Herrin treu zugethan,
Fängt laut und schrecklich zu heulen an.
Die Diener hören die Gräfin schrei'n,
Sie stürzen ins Schlafgemach herein,
Die Herrin kämpft in der letzten Noth,
Und nach drei Stunden war sie todt.
Der Graf kam heim, und hört' noch die Beicht'
Ihrer Schuld, und die macht' ihm das Herz nicht
leicht.
Der Geiger zog fort, und weit durch die Welt,
Vom Schrecken blieb sein Antlitz entstellt,
Dem ähnlich, das die Gräfin erblickt,
Als der Wandrer den Stab ihres Lebens zerknickt.

37.

DER KRAEMER.

Vom bunten wirren Lebensmarkt
Führt uns nach Haus der Wandrer allzumal,
Dem Gärtner gleich, der bei des Frühlings ersten Strahl
Das abgewehte Laub zusammenharkt,
Damit es schönerm Laube weiche,
Dess jugendliches Grün dem Boden schon entkeimt.
Wir müssen fort — ob Einer lange säumt,
Was frommt es ihm? Der Wandrer ruft: „Erbleiche!"
Und fragt uns nicht ob frisch der Lebensquell noch schäumt.
Ein Hauch verlöscht das Licht, ein Sturmstoss fällt die Eiche. —

Der stets erneuten Sorge hingegeben
Müht sich der Mensch in seinem Erdenleben,

Und steckt sich meist das Ziel so fern, so weit,
Dass er, wenn ihm das Glück nicht seine Flügel leiht,
Es kaum erreicht mit seinem besten Streben.

Ein Krämer zog mit hochgethürmter Last
Der Waaren, die er feil trug, seine Strasse,
Nicht ahnend, dass der Sand verronnen fast
In seines Lebens Stundenglase,
Und keuchend schritt er durch die Winterflur in Hast.
Ein treuer Hund war sein Begleiter.
An Weib und Kinder denkend, schritt er weiter.
Bald kam der nächste Markt, ein lockender Gewinn,
Bald ihm ein böser Schuldner in den Sinn,
Bald sang er sich ein Lied auf seiner Reise,
Bald sprach er mit sich selbst, und rechnete bisweilen,
Und so durchwandert er auf seine Weise
Unangefochten viele Meilen.
Doch es war kalt, ihn fror, der Sturm erhob sich sausend,
Und hemmte unwillkommen seinen Gang;
Ihm war's, als hör' er, wie dem Ohr vorüberbrausend
Der Sturmwind fuhr, gar wunderbaren Klang,
Und fühlte sich gehemmt, und fühlte sich gehalten

Von unsichtbaren, mächtigen Gewalten,
Dass Schauer auf Schauer ihm die starke Brust
durchdrang.

„Ich bin doch müde, hu, wie braust der Sturm
so wild,
Wie drücken mich so schwer die Lasten!
Komm guter Hund, dort steht ein Heil'genbild,
Dort lass uns ruhen, lass uns rasten!
Ist's doch, als tanz' ein toller Spielmann um mich her,
Und geig' auf der Marientrompete,
Der Klang zerreisst mein Herz, das Athmen wird
mir schwer,
Ach, wenn der Wind nur nicht so heftig wehte!"

Der Krämer kommt zum Heilgenbild ermattet,
Er setzt die Last hin, lehnt sich an den Stein,
Bald hat der Schlaf sein Augenlied umschattet,
Von Wunderklängen träumend, nickt er ein. — —

Was heulst Du, treuer Hund, will er nicht mehr
erwachen?
Und friert auch Dich, umstürmt vom rauhen Nord?
Such' einen andern Herrn — gelandet ist im Port
Des Friedens schon des Krämers Lebensnachen.

Auf allen Pfaden schleicht ein grausiges Gespenst,
Das Du nicht fürchtest, weil Du es nicht kennst.
Leckst Du des Schläfers Hand — so starr — so kalt?
Flieh, sonst erfasst auch Dich die tückische Gewalt! —

Du frühe Wittwe, blickst Du sehnend nach dem Gatten?
Siehst Du hinaus in öden Dämmerschatten?
Fragt Dich das Kind, wo nur der Vater bleibt?
Wer ist, der Deine Seelenangst beschreibt?
Du armes Weib, ihr armen Kinder klagt!
Ein Spielmann hat den Vater eingesungen
In langen Schlaf, ist nicht ein Klang hierhergedrungen,
Und hat vom Vater Euch noch einen Gruss gesagt?

Nur eine Saite hat des Spielmanns Instrument,
Ein tiefes G — die man auch sterben nennt.
Und wie verschieden oft, hoch oder tief, ihr Ton,
So folgt spät oder früh dem Ruf der Erdensohn.
Darum geduldig sich dem Willen fügen
Der Macht, die stündlich über uns gebeut,
Sie komme morgen, oder komme heut,
Vergebens wäre Kampf, wir müssten unterliegen.
Und darum schicke, Mensch, Dich in die Zeit!

Nicht allzufern gesteckt der Thaten Ziele,
Nicht allzustreng den Ernst verlange von dem Spiele,
Nicht tändle, wenn es Ernst gilt, mit dem Scherz,
Nicht gleich dem Schicksal fluche, drückt ein Schmerz.
Dann wirst Du ruhiger, wo Dich der Wandrer finde,
Hinneigen ihm Dein Haupt für seine Schlummerbinde,
Wer weiss, bringt er Dich nicht auf eine schönre
Bahn,
Schliesst doch dem Winter stets sich auch ein Früh-
ling an.

38.

DER PFLUEGER.

O Frühlingsahnung, Frühlingsherrlichkeit,
Wie wird durch dich das Herz so seligfroh, so weit!
Du Schlüssel zu dem Paradiesesthor,
Der Flammencherub steht nicht mehr davor,
Wir ziehen ein in deine Wunderpracht,
Von Blumen und von Kindern angelacht;
Wir werden wieder Kinder, unschuldreich,
Wir werden wieder mild und fromm und weich;
Dein Liebesodem fächelt zaubersüss,
Ja Lenz, Du lockst uns in das Paradies!

O glücklich, wer im Lenz geboren wird,
Von tausend Frühlingssängern bunt umschwirrt!
Ihm singt Natur ein holdes Wiegenlied,
Er wird vom Leben zauberisch umblüht.
Und glücklich, wer im Frühling sich vermählt,
Wer sich im Lenz die Braut, die Gattin wählt!

Wo sich's Natur nun gar nicht nehmen lässt,
Und feiert bräutlich mit das Hochzeitfest.
Und glücklich, wer im Lenz von hinnen zieht!
Bald ist sein Rasenhügel überblüht,
Und in den Blumen perlet Thränenglanz,
Weiht ihm auch Liebe keinen Todtenkranz. —
Wer grüsst nicht freudig die erwachte Flur?
Wer eilt nicht an dein Mutterherz, Natur?
Wem wachen nicht, beginnt der Lenz den Lauf,
Entschlafne Hoffnungen, wie Blumen wieder auf?
Nur Einer, Einer weiss von keiner Lust,
Ist sich von Glück und Hoffnung nichts bewusst,
Als dass er grausam Glück und Hoffnung knickt,
Und Manchen um den schönsten Traum berückt,
Dass er erwachen muss, und träumt' ihn kaum,
Dass er entschlafen muss zu langem Traum.

Der Lenz zieht ein, ein sieggeschmückter Held,
Der Fleiss des Landmanns grüsst ihn schon im Feld;
Im Schweisse seines Angesichts bebaut
Der Mensch das Land, dem er die Saat vertraut;
Mühvoll und schwer ist sein Beruf, er pflügt
Den Boden, bis er selbst als Saatkorn in ihm liegt.

Ein Mann durchstreift das Land bald still, bald wie
Gewitter,
Weh, wen er überfällt, Sämann zugleich und Schnitter.

Der Abendsonne letzter Strahl
Fiel wie ein Scheidekuss aufs Dörfchen und ins Thal,
Und goss ein sanftes Licht auf Felder, Hügel, Haine;
Fast wie verkläret stand im Abendscheine
Das Kirchlein auf der Höh, und seine Glocke klang
Sanft mahnend zum Gebet beim Sonnenuntergang.

Dem armen Knecht, der dort den Acker noch
bestellt
Des reichen Bauers, hat ein Freund sich zugesellt,
Der treibt die müden Rosse; Zug für Zug
Furcht nun den Boden rascher noch der Pflug,
Und hilft ihm so das Tagewerk vollenden;
Dann zieht der Pflüger heim. — „Geh nur, in mei-
nen Händen
Bist Du“ so ruft der Pilger: „jeden Tag,
Und morgen nehm' ich mir, was ich nicht heute mag.
Auch ich bin Landmann, mir zollt mancher Acker,
Und jeden bau' ich selbst, und brauche keinen Knecht.
Doch dienen Viele mir im menschlichen Geschlecht
Und fördern mir die Arbeit gut und wacker,

Und ohne Lohn, sogar unaufgefodert,
Sie dringen sich mir ungerufen auf,
Und geben noch ihr Erdenglück zu Kauf.
So lang' der Schlachten wilde Fackel lodert,
So lang' der Laster wuchernd Unkraut blüht,
So lange Hass und Wuth aus Feueraugen sprüht,
Bedarf es kaum, dass ich erscheine,
Sie drängen sich zu mir, dass ich sie still vereine."

Und immer düstrer ging der Wandrer durch die Matten,
Die lenzumhaucht und dämmerungumwebt
Sich tiefer hüllten in des Abends braune Schatten,
Von duft'gen Nebelflören überschwebt.
Lenz oder Herbst, der Schattenpilger weiss
Von keiner Jahreszeit, er irrt umher im Raume,
Und pflückt sich ab das blüthenvolle Reis,
Bricht unreif jene Frucht, und jene reif vom Baume,
Für ihn ist alles recht, und ihm ist alles gleich;
Dort liest er Aehren auf, dort raubt er volle Garben,
Und Feind ist er des Schmucks, berührt sein Hauch die Farben,
Dann welken sie dahin, und Rosen werden bleich.
Bei Allen spricht er ein, als unwillkommner Gast,
Verschont die Hütte nicht, und schont nicht den Palast.

39.

DAS KIND.

Zur ärmsten Hütte schritt der Wandrer hin,
Da sass voll Kummer die Bewohnerin
Und buk am Feu'r ein kärglich kleines Mahl,
Vergessend drüber fast der Armuth Quaal;
Und harmlos spielt' dabei das kleine Kind.
Durch Sparren und Gebälk fuhr wild der Wind;
Der Rauch hatt' allenthalben freie Bahn;
Am Hüttendach und an der Lehmenwand
Da nagte Zeit mit ihrem scharfen Zahn,
Ihr leistet Mangel keinen Widerstand.
Das arme Weib, vom bittern Gram gebleicht,
Von Armuth hart gedrückt, von Kummer tief gebeugt,
Rührt' in der Pfanne mit der letzten Kraft.
Ein Vetter aus der Nachbarschaft
Hatt' ihr das Holz gespalten klein,
Das sie gesammelt selbst zuvor im Hain. —
Ihm klagte sie die gar bittre Noth,
Des Kindes Vater war lange todt.

Das Kind in seliger Unschuld sass
Und überm Spiel den Hunger vergass.
Und ob es war fast nackt und blos,
So wusst' es doch nichts von traurigem Loos.
Doch plötzlich fängt es zu weinen an:
„Lieb' Mutter, siehst Du den weissen Mann?
Er fasst mich an, er zieht mich fort!"
Die Mutter spricht ein zürnend Wort,
Doch das Kind von Neuem weinend schrie:
„Lieb Mutter hilf! Lieb' Mutter sieh!
Er zeigt mir Brot, er greift nach mir.
Hilf, Mutter, hilf, hier steht er, hier!"
Die Mutter und der Vetter sah'n
Das rufende Kind verwundert an,
Dem die Farbe schnell von den Wangen schwand,
Dass es weisser wurde, denn eine Wand;
Und die Augen rollt' es starr vor Angst.
„Nun sage mir nur, vor was Du bangst,
Du thöricht Kind!" die Mutter schalt.
Doch es reut sie das Schelten allsobald.
Das Kind streckt aus sein Aermchen nach ihr,
„Leb' Mütterlein wol! Muss fort von Dir!"
Die Mutter graust's, der Vetter schweigt,
Und immer mehr das Kind erbleicht,
Und sinkt, und nun mit unsäglichem Schmerz

Springt die Mutter auf, und presst es ans Herz.
„O Gott! o Gott, mein letztes Glück!
Nimm's nicht so früh von mir zurück!“
Und sie schüttelt das Kind, sie ruft es traut,
Doch Antwort giebt es mit keinem Laut,
Und sie setzte sich hin, sie sprach kein Wort,
Aber sie weint' und weinte in einem fort. —

Und wie sie nun tragen das Kind hinaus,
Da weilte der Wandrer am Trauerhaus;
Schlug seinen dunkeln Mantel um,
Es war so still, es war so stumm;
Ein leises Wimmern nur traf sein Ohr,
Das drang aus der Mutter Kämmerlein,
Ach, ihre Klage stieg empor
Zu Gott dem Herrn aus tiefer Pein.
Das war es, was sie seufzte bang,
Das war es, was er draussen sang:

„Mein Kind, mein Kind, mein süsses Kind,
Deine Mutter jammert und weint sich blind!
O mein Kind!“

„„Mutter, Mutter, was weinst Du so sehr?
Geb' doch Dein Kind nicht wieder her!
Hin ist hin!““

„Mein Kind, mein Kind, o wär' ich bei Dir!
Mein Herz ist krank und bricht in mir!
O mein Kind!"

„„Mutter, Mutter, was raufst Du Dein Haar?
Weil es Dein einziges Kindlein war?
Hin ist hin!""

„Mein Kind, mein Kind, meines Alters Stab,
Der ist geknickt und liegt im Grab!
O mein Kind!"

„„Mutter, trockne die Thränen Dir ab!
Niemals ein Kind gehabt ich hab'.
Hin ist hin!""

„Mein Kind, mein Kind, mein süsses Kind,
Du bist, wo die lieben Engelein sind!
O mein Kind!"

„„Mutter, Mutter, was härmst Du Dich bleich?
Spät oder früh, mir gilt es gleich!
Hin ist hin! —""

Die Mutter schwieg und weinte nur;
Der Pilger schritt durch die düstre Flur,
Der Nimmersatte, Nimmermüde,
Sein Tritt zerknickte Knospe, wie Blüthe.

40.

DER KRIEGER.

Der düstre Waller zog durch manches Land,
Und eine Geisel trug er in fleischloser Hand,
Und eine Fackel schwang er gluthentzündet,
Da hat sich namenloses Weh verkündet,
Da schüttelt wild ein Weib das Schlangenhaar,
Und kam aus düstrer Gruft, drin es entschlummert war.
Das war die Furie Krieg, aus ihrem Grabesschoos
Brach sie verderblich und entfesselt los. —

Und der Wandrer zieht auf der Schlachtenbahn
Mit ihr den streitenden Heeren voran,
Und die Werbetrommel im Land er rührt,
Und zum blutigen Tanze die Männer führt.
Da hallet und schallet wie Hagelgeprassel
Der Lanzen Gekrach und der Schwerter Gerassel,
Es sauset und brauset wie Sturmwind und Wetter
Der Rosse Gewieher, Drommetengeschmetter.

Und blitzende Funken aus Harnischen sprühn,
Auf dem Schlachtross sitzen die Kämpen kühn,
Und reiten, und streiten mit wildem Muth,
Und tödten, und röthen den Boden mit Blut.
Und Flammen lodern in grausiger Pracht,
Die Dörfer werden zu Fackeln der Nacht,
Und des Friedens Wohnungen sinken in Trümmer.
Entsetzlich wüthen die Elemente,
Aber die Menschen wüthen noch schlimmer.
Strecken nach Raub die blutigen Hände,
Finden der Mordlust nimmer ein Ende,
Weiden sich an der Unschuld Gewimmer.
Aber den schrecklichen Schlachtenkönig,
Der seine blutige Aernte hält,
Kümmert nicht die Verzweiflung der Welt;
Ob ihr Jammerruf tausendtönig
An die Pforten von Himmel und Hölle schlägt,
Er bleibt starr und steinern, und unbewegt.

Einsam geht ein gespenstiger Ritter
Ueber das dampfende Leichenfeld,
Wo getroffen vom Schlachtengewitter
Reglos liegen der Feige, der Held,
Für die Jubel des Siegs nun taub;
Und er wandert und zählt den unendlichen Raub.

Und ein Ritter tritt ihm verwegen
Mit geschwungenem Schwert entgegen,
Fordert ihn kühn heraus zum Streit,
Und der finstre Gegner ist gleich bereit.
Ueber Erschlagenen weit ausschreitend
Stehen die Beiden, grimmvoll streitend.
Festgepackt mit nervigen Händen
Hält der Ritter des Schwertes Knauf,
Hieb auf Hieb dem Gegner zu senden,
Der fängt mit dumpfdröhnendem Schild sie auf,
Oder parirt in behender Eile
Jeden Schlag mit der kreiselnden Keule,
Bis dem Ritter das Schwert zersplittert,
Bis er bleich wird und bis er zittert,
Bis der Starke, von Keinem besiegt,
Kraft- und machtlos am Boden liegt. —

Und die Trommel wirbelt vom Berge,
Und die flatternde Fahne weht;
Mit den Söldnern und Knechten geht
Des Weltenrichters furchtbarer Scherge;
Weiss im Getümmel der Schlacht sie zu finden,
Reisst sie von dannen, beladen mit Sünden,
Bettet sie gleich in das Ackerfeld,
Und braucht nicht Beicht- und nicht Ablassgeld.

Einsam steht der gespenstige Ritter,
Wenn es nun dämmert und Dunkel naht,
Einsam über der blutigen Saat;
Und die Garben betrachtet der Schnitter.
Und nun fängt er zu fragen an:
„Herr, was haben verbrochen die Mütter,
Und was haben die Bräute gethan,
Deren Sponsen und Söhne hier liegen?
Was verbrachen die Kindlein im Mutterschoos,
Dass sie heute geworden sind vaterlos?
Oder die Waisen, schlummernd in Wiegen?“
Aber, als er so düster gefragt,
Hat der Himmel düster geschwiegen,
Und ihm darauf nicht Antwort gesagt.
Blitze nur kreuzten im Westen fern,
Und er ehrte schweigend die Wege des Herrn.

41.

DIE SPIELER.

Mit dem Raub und der Beute beladen
Und von schändlichen Thaten froh,
Sitzen am Spieltisch drei Soldaten,
Ungezügelt und wild und roh.
Was sie plündernd zusammenscharrten
Und den Sold, erworben im Feld,
Mehr noch blutig erpresstes Geld,
Setzen sie hin auf die bunten Karten.
Und das Glück und der Zufall walten,
Und es muss sich ein Bild vom Krieg
Durch die Laune des Spiels gestalten,
Dort ist Verlust und hier der Sieg.
Wechselnd das flüchtige Rad des Glückes
Sich im rollenden Umschwung dreht,
Aber die Stunde trüben Geschickes

Starr am Tische der Spieler steht.
In der dumpfigen Lasterhöhle
Wohnen Goldgier und Raserei,
Und die Spielwuth, sie lässt die Seele
Nimmer aus ihren Ketten frei.
Halb berauscht vom glühenden Becher,
Und verlierend seinen Gewinn
Starrt mit rollendem Aug' der Verbrecher
Auf den stillen Gewinner hin.
Fluch' und Lästrung brechen wie Flammen
Aus des Spielers empörtem Gemüth,
Bilder, deren Blicke verdammen
Er vorüber sich schweben sieht.
Eine Mutter, die um ihn weinet,
Und ein Vater, der ihn verflucht,
Und ein heulendes Weib erscheinet,
Die das Brot vor den Thüren sucht.
Seine Kinder, hülflos und zagend,
Und geweiht dem Verderben schon,
Und ein Engel steht, ihn verklagend,
Vor des ewigen Richters Thron.
Und der Verzweiflung Drachengebild
Tritt ihm näher und packt ihn wild.
Und der Pilger spricht zu der furchtbaren Macht:
„Er ist mein!" drauf umhüllt ihn ewige Nacht. — —

Und einsam wieder der Waller stand
Beim todten Meer, an des Jordan Strand.
Seine Blicke flogen manchesmal
Weit über die Ebne, so starr und fahl.
Dann wandt' er sie wieder in schweigender Ruh
Des Stromes rauschenden Wellen zu.
„Wohin ihr Wogen, was eilet ihr?
Verkündet von eurem Ziele mir!"
„„Wir rauschen und rollen und wallen daher,
Und suchen die Ruhe, die Ruh' im Meer.""
Und der Wandrer hinüber zum Nebo blickt,
Der hat sein Haupt mit Wolken geschmückt.
„Was hüllst du dein Haupt in Wolken grau?
Du Berg, das sage mir an genau!"
„„Mein Haupt in Wolken gehüllt ich hab',
Die Wolken weinen auf Mosis Grab!
Und blickt vom Gipfel ein Pilger umher,
Er wird erblicken kein Kanaan mehr!""
Des Schattenpilgers düstre Gestalt,
Schwebt über die Schollen von Asphalt.
Es grünt kein Gras und kein Vogel singt,
Kein Fisch aus der starrenden Meerfluth springt,
Und weiter geht er durch Wüstengraus
Und spricht: „hier ist mein stilles Haus.
Hier ist mein Feld, hier steht meine Wiege,

Meer sei mein Bett, in dem ich einst liege!
Ueber Gomorrhas verödetem Plan
Zündet die Naphthafackeln mir an!
Und der Schimmer des Leichenbrands
Streu' auf Karmel und Nebo Glanz!
Ferne bläuliche Bergeskette,
Die mich einst überwunden sah,
An des Lebens traurigem Bette
Steh ich noch immer als Sieger da!
Ob dein Tempel Zion in Brand,
Ob der Halbmond das Kreuz überwand,
Immer wehet ein düstrer Schauer
Vom Kalvariberg um mich her,
Und es blühen voll göttlicher Trauer
Deine Rosen, Sarona, nicht mehr! —"

42.

DIE SCHLEMMER.

Und der Pilger wandelte weiter,
Ueber die Länder sinnend hin,
Und es war der Mord sein Begleiter,
Sünde seine Begleiterin. —
Wehe dem Leben, in dessen Oede
Nimmer ein Strahl von oben fällt,
Das auch nicht eine Morgenröthe
Mit der Farbe der Lieb' erhellt!
Düster legt sich Gewölk, wie Schatten,
Ueber des ewigen Himmels Blau,
Ueber die hoffnunggrünenden Matten
Wogt gespenstiges Nebelgrau.
Und es steigen Flammenphantome
Lockend empor wie Sonnenlicht,
Aus der Begierden schwellendem Strome,
Aber ach, Sonnen sind es nicht!

Und ihr Glänzen, Flammen und Prangen
Täuscht und befängt nur und blendet den Blick,
Dass, wer sich einmal gegeben gefangen
Nimmer zum Frieden sich findet zurück.

Und der Pilger im Nebelkleide
Schleicht mit verstörtem Gesicht durchs Land.
Und er wohnt in den Häusern der Freude,
Wo ihn schon Mancher und Manche fand.
Ueber den Taumelpokalen schwebt er,
Ueber den Zechern, ein bleicher Dunst,
Und die Kraft und den Frohsinn begräbt er
In den Umarmungen wilder Brunst.
Er als rühriger Schenke füllet,
Oder als Schenkin dein Glas mit Wein,
Wird auch, schamlos und unverhüllet,
Anderweitig zu Diensten sein.
Er wird Keuschheit und Tugend verhöhnen
Wird dich führen zum üppigsten Mahl,
Aber seinem Gelüsten zu fröhnen
Streut er dir Gift in den Pokal.
Jüngling, wenn an den weichen Brüsten
Feiler Neigung du schwelgend erwarmst,
Denke, zitternd vor deinen Lüsten,
Denke, dass du nur ihn umarmst.

Jener Wandrer, der ewig feindlich
Nach dem Leben des Lebens greift,
Zeigt die Blüthe der Wünsche freundlich,
Die zur Frucht des Genusses reift.
Wer sie pflücket ist ihm verfallen,
Solches ist das gemeinsame Loos
Einmal doch gebeut er uns allen,
Und es ist menschlich, zu wanken, zu fallen,
Aber entsagen ist göttlich gross.

Aus der Höhle der Lastertrunknen
Wo er sich Opfer auf Opfer erkohr,
Ueber die sinnlos Hingesunknen
Schreitet der düstre Waller hervor.
Und nach neuen Opfern verlangend
Tritt er ein in ein Krankenhaus,
Das so Viele lebend empfangen,
Sendet so Wenige lebend heraus.

Und er geht durch die dunstigen Zimmer,
Wo der Jammer erschütternd stöhnt;
Wo die Klagen, des Schmerzes Gewimmer
Fühllos lachend der Wärter höhnt;
Wo der grausigen Nachtmähr, der Reue,
Zentnerlast die Verpesteten drückt,

Und die Folter gebrochner Treue
Wahnwitz weckend, den Sinn berückt;
Wo mit dem Laster oft Unschuld theilet
Gleiches Mahl und gleiches Gemach;
Wo die Verzweiflung erschütternd heulet
Aus dem Schlummer die Furien wach.
Jedes Jammergesicht ist ein Spiegel
Dessen, dem sie sich selbst verkauft,
Als sie dem Laster liessen die Zügel,
Das mit dem Feuer der Hölle sie tauft.

Alle nur sind wir Kinder des Staubes,
Keiner ist makellos, Keiner ist rein,
Aber wir sollen es streben zu sein,
Dass sich der Räuber nicht freue des Raubes,
Wenn er nun nahet, und wenn er uns fällt,
Nicht auch die Seele gefesselt hält! —

43.

DER SCHALKSNARR.

Der Pilger wich aus dem Pfuhl des Verderbens,
Er war gewohnt die Bilder des Sterbens,
Doch ekelt ihn an der Verwesung Duft,
Und er fühlte sich frei auf der Bergesluft.

„Bald bin ich der langen Wandrung müd',
Der Jammer wohnet im Nord und Süd!
Stets find' ich die Menschen unbedacht,
Und doch sklavisch zittern vor meiner Macht.
Ich stand auf der Menschheit höchsten Höhn,
Hab' alle grosse That gesehn,
Doch schreckte mich oft vor tieferm Blick
Ihre stolze Heuchelei zurück.
Und sah ich nun, wie tief entehrt
Die Menschheit ihren hohen Werth,
Wie sie zur Gottheit kühn sich schwingt,
Dann wieder im Schlamm der Lüste versinkt,

Das Höchste höhnt, das Schlechteste preisst,
Wenn's nur die Sinne besticht und gleisst,
Da hab' ich mit Freuden sie fortgerafft
In des dunkeln Grabes lange Haft."

Wie so der Wandrer in Gedanken
Hin über die Thäler und Hügel schritt,
Sah er von fern einen Menschen wanken;
Der rief: „Gevatter! Nimm mich mit!"
Der Pilger alsbald verwandelt stand
In eines Bockpfeifers Lumpengewand,
Und harrte dessen, der ihn rief,
Der mit tollen Sprüngen näher lief,
Umtönt von lustigem Schellenklang
Und in der Hand eine Kolbe schwang;
Die Kappe mit ihren langen Ohren
Hing hinten herab, hätt' sie fast verloren;
Sein Gewand war elend und jämmerlich,
In trauriger Blösse zeigt' er sich,
Doch aus fröhlichen Augen blickte hell,
Und Gesichter schnitt der zerlumpte Gesell,
Und rief: „Gevatter, es thut mir leid,
Dass Ihr so feist geworden seid!
Ihr habt Euch gewiss, bei meinem Leben!
Im Armenspital in Pfründe gegeben?

Oder hat Euern Leichnam unvermerkt
Ein Seelenbad der Mönche gestärkt?
Kommt, lasst uns ein wenig selbander gehn,
Mich hungert, will mich satt an Euch sehn!“

Dort gingen sie hin unter Schellenklang,
Der Wandrer blies und der Narr, der sang,
Sie hüpften vor Freuden auf einem Bein,
Es mocht' eine lust'ge Gesellschaft sein.

„Heute mir und morgen Dir!
Sing' ich jeden Tag.
Was das Heute nicht gewährt,
Wird vom Morgen wol bescheert,
Oder kommt noch nach!“

„Heute mir und morgen Dir
Fällt die Frucht vom Baum!
Geh' es noch so bunt und kraus,
In dem grossen Narrenhaus
Ist für Alle Raum!“

„Heute mir und morgen Dir
Winkt das falsche Glück!
Trau' ihm nicht aus Herzensgrund!

Bruder, es ist kugelrund,
Bricht Dir das Genick!“

„Heute mir und morgen Dir
Naht der letzte Tag!
Meine Erben, kommt heran!
Wer will meine Kappe han?
Nehm' sie, wer sie mag!“

Gar wunderlich ist es anzusehn,
Wie mit einander die Beiden gehn.
Der Eine singt sein lustiges Lied,
Der Andre wird das Pfeifen nicht müd,
Fasst jenen an, und geht mit ihm fort,
Und bringt auch ihn an seinen Ort.
Und ob er einen Narren gefällt,
Blieb doch die Narrheit in der Welt,
Und nicht mehr beschränkt aufs Schellengewand
Stellt sie sich blos in jeglichem Stand.

44.

DER RAEUBER.

O Waldeseinsamkeit, dich sucht Melancholei;
In deinen grünen Dämmerungen
Wohnt Friede, Ruhe, süsse Schwärmerei,
Da wird das Herz gar wonniglich durchdrungen.
Ein wunderbarer Gott rauscht durch die hohen Wipfel,
Springt aus dem Murmelquell, schwebt überm lichten
Rain;
Die Echostimme hallt vom Felsengipfel
Herab ins Thal, Gesang durchtönt den Eichenhain.
O Waldesfrieden, Waldesruh,
Wie lieblich, unaussprechlich schön bist du!

Und er, der nichts von Ruh und Frieden weiss,
Auch er durchstreift den Wald, der düstre Greis.
Ihm tönen nicht Gesang die hohen Waldeshallen,
Er richtet sein Geschoss, und seine Opfer fallen. —

Und auch der Mensch, ist ihm das Waldasyl
Wol heilig? Strebt nicht nach verruchtem Ziel
Der kühne, freche Räuber? Jene Schatten
Sie bergen ihn und seines Handwerks Frucht,
Er steht auf mondbestrahlten Waldesmatten,
Er bricht hervor aus dunkler Felsenschlucht.

Der Wandrer schwebt im Nachtsturm durch das
Düster;
Vom Markte kehrt das arme Bauerweib,
Da knister's im Gebüsch, da regt sich ein Geflüster,
Da schallt des Räubers Donnerstimme: „Bleib!"
Und höhnend packt er sie: „Du trägst zu schwer!
Ich will Dir's leichter machen, gieb nur her!"
Laut kreischt, so sehr sie nur vermag, die Arme,
Dass ihrer doch ein Helfer sich erbarme;
Da naht ein zweiter Räuber, der als Wächter
Sich seitwärts bei die Strasse hingestellt,
Und fasst den Frechen kräftig an, es gellt
Weit durch den Wald ein schneidendes Gelächter.
Sie ringen — jene flieht — des Räubers Ross erzittert,
Wie die Gazelle fern in Afrika,
Wenn sie des Löwen Nähe wittert,
Dem Räuber aber ist der Rächer furchtbar nah.
Er wirft um seinen Hals die unsichtbaren Schlingen

Die sichtbar er verdient, und zieht sie fest.
Darauf er den Gerichteten verlässt,
Und webt aus Wolkenflor sich leichte Schwingen.

Auf Flügeln dunkeln Nachtgewölkes strebte
Der Schattengenius, ein bleiches Meteor,
Vor dem die Furcht erschrak, zum Firmament empor,
Und sah herab, wo grau verhüllt der Erdball schwebte.
Es war, als wenn ein grosser Leichenzug
Stillfeierlich durch Aetherräume walle,
Die Erd' ein dunkler Sarg, verhüllt vom Wolkentuch,
Die Sterne Fackelträger alle;
Der Mond gleich vor dem Sarg, als bleiche Todtenfrau,
Fühllos und kalt, und ewig schweigend,
Sich zu dem Grab — der Zeit — hinunter neigend,
Versteinert das Gesicht — die Locken weiss uud grau. — —

„Wie lange scheinst Du noch, uralte Weltruine?"
Begann der Pilger, zu dem Mond gewandt:
„Geh schlafen Herz, Du bist doch ausgebrannt,
Wär' ich wie Du, ich wär' kein Thor und schiene!
In ururalter Zeit warst Du vom Sonnenfeuer
Durchlodert, und die Erde war Dir theuer,

Du küsstest sie mit tausend Strahlen warm,
Du warst so liebereich — sie war so liebearm.
Sie gab Dir nichts für Deine Liebesgluth,
Doch ewig bleibst Du von ihr angezogen.
Du greifst nach ihrem Kleid, der Meeresfluth,
Doch bis zu Dir hinauf ziehst nimmer Du die Wogen,
Und Du bist alt geworden vor der Zeit.
Ja, bald wird alt — wer sich herzloser Buhlin weiht.
Dein Herz ward Eis — so hat die Erde Dich betrübt,
Und sie ist ewig jugendlich geblieben.
Liebst Du sie noch, o Mond? Sie hat den Jüngling nicht geliebt,
Sie wird nun auch den Greis nicht lieben!
Viel tausendmal hast Du Dein Antlitz abgewandt,
Und blicktest nicht mehr stillverlangend nieder,
Du armer Mond, Dich hält ein Zauberband,
Du zeigst der Grausamen es immer, immer wieder!
Ich grüsse Dich, Du bist mir lieber wie die Erde,
Wenn Du zur Ruhe gehst, ich Dir wohl folgen werde.
So lange Du sie noch, ach, ruhelos umkreisest,
So lange wird auf ihr auch meine Macht bestehn,
So lang' Du ihr die bleiche Sichel weisest,
So lange wird auf ihr auch meine Sichel mähn,
Dann — wollen wir zusammen schlafen gehn!"

45.

DER BLINDE.

Der Wanderer stand auf beeisten Zacken
Hoch über Wolken, wo kein Menschenschritt
Betreten je die porphyrgrauen Wacken,
Und blickt' auf Trümmerberge von Granit,
Von denen dort und hier der Sommersonne Strahlen
Den ew'gen Schnee hinweggeküsst;
Wo noch der Mensch mit seinen Sorgen, Quaalen,
Mit seinem blöden Witz nicht hingedrungen ist.
Ja nicht einmal der Gemse Fuss verirrte
Zur Höhe sich, auf der der Pilger stand,
Die kaum des Adlers Flug umschwirrte,
Wo jede Spur von Leben schwand.

Wie still es war in diesen Luftgebieten!
Und einsam — einsam — ja, hier war des Wan-
drers Haus,

Hier wohnte der Verödung Graus
In eisumglänzten Felsenpyramiden.
In duft'gen Nebelhüllen schwanden
Die Länder unter ihm, er hatte lang' gestanden,
So still, wie jene Firnen, und so weiss,
Der ernste, ruhelose Greis.
Dann stieg er tiefer, warf die Wolkenschleier
Tief in die Schluchten, und nun ward die Aussicht freier;
Im Sonnenglanze lagen blühnde Länder,
Und Ströme schlangen sich wie Silberbänder
Hindurch, und höher blühten Alpenrosen,
Und donnerte der Katarakte Tosen;
Dort ruhten Heerden auf den Matten,
Dort sass ein liebend Paar im düstern Fichtenschatten.
Der Wandrer sah das alles ohne Lust,
Er hatte ja kein Herz in seiner Brust;
Und tiefer stieg er, immer tiefer.
Da sass auf einem Block von Glimmerschiefer
Ein alter, blinder Hirt, und sonnte sich am Licht,
Der Schirm des Hutes barg das Greisenangesicht.
Er hatte hier in seinen Jugendtagen
Am liebsten schon verweilt, es blühten Saxifragen
Und Gentianen bunt umher,
Und sah er auch die Blumenpracht nicht mehr,

Trank er doch gern den Duft der frischen Alpen-
kräuter,
Und ruhig war sein Herz, und seine Seele heiter.

Der Pilger näher zu dem Blinden tritt,
Und fragt' ihn: „Alter willst Du mit?
Die Sonne sagt schon Gutenacht der Erden,
Geh schlafen, Alter, es will Abend werden!“
„„So spät schon?““ fragte da der blinde Mann,
„„Ob's dunkelt, leider ich nicht sehen kann;
Mein Licht ist lange schon gegangen aus,
O guter Mann, Du führst mich wol nach Haus?““
„Ich will!“ erwiederte der Pilger ihm, und gab
Dem Blinden in die Hand den Wanderstab,
Und sprach im Gehn: „Wie Du, so schwach und
blind
Ist auch am Geist des Staubes Kind.
Den nächsten Schritt, den nächsten Tag
Es zu berechnen kaum vermag.
Sein Gang ist schwankend, wie der Deine,
Und oft verletzen ihn des Schicksals scharfe Steine.
Und auch das Glück ist blind, oft schleicht's heran
So träge wie ein alter, blinder Mann,
Bald steigt es hoch empor, vom Sonnenglanz erhellt,
Dann steht es wankend dort, und fällt.“

So führet er ihn fort; gar langsam schritt
Der blinde Mann, und hob bei jedem Tritt
Den Fuss auf und die Hand, besorgend, dass er fiele,
Der Wandrer — bracht ihn bald zum Ziele.
Dann stieg er wieder hoch den Berg hinan,
Verlierend sich in grauer Wolkenbahn. —

Er stiess eine hängende Schneewand ein,
Die donnerte nieder und rollte thalein,
Und wurde zum Berg und zum Riesenball,
Und wälzte sich tiefer mit dumpfem Fall.
Und vor ihr ein sausender Wind sich erhob,
Der Wandrer dahinter sie weiter schob,
Sie knickte die Bäume, schloss Fels und Gestein
In ihren rollenden Umschwung ein,
Sie wälzte sich über ein Hüttendach
Und die Hütte zerborst mit dumpfem Gekrach,
Und der Wandrer sie tiefer und tiefer stiess,
Bis er stehen blieb und sie rollen liess,
Und im Thal der Lawine Gewalt sich brach,
Rings hallten die Berge den Donner nach.

46.

DER FUHRMANN.

Der Pilger schritt auf schmalen Pfaden sacht,
Auf breiten Strassen aber ging das Leben
Im wechselvollen Drange dicht daneben,
Und hatte jenes Pfades nimmer acht.
Von Zeit zu Zeit zog seine Schattenhand
Den einen und den andern still hinüber,
Die Waller aber drängten sich vorüber,
Gewahrend kaum, dass der und die verschwand,
Und sah sich auch ein Wandrer ernst und stumm
Nach seinen ihm entschwundnen Freunden um,
Nach seinen Anverwandten, seinen Lieben,
Es wusste Keiner, wo sie wol geblieben.
Und auch nicht Einer war zurückgekehrt,
Der über jenen Pfad die Wandelnden belehrt,
Wohin er leite, ob er sanft und eben,
Und ob er minder mühvoll zu durchstreben

Als jene Strasse, die man Leben hiess,
Die sich oftmals so schwer durchwandeln liess?

Wol klangen alte, heil'ge Kunden:
Es leite jener Pfad, wenn wir ihn aufgefunden,
Uns in ein schönes Land voll Himmelsseligkeit,
Von Paradiesesblüthen überschneit.
Doch wo dafür die sichre Bürgschaft finden?
Hier ist der Mensch am ähnlichsten dem Blinden,
Der seinem Führer unbedingt vertraut,
Und an das Schöne glaubt, wenn er es auch nicht
schaut.
Wohl uns, wenn wir der Vaterhand vertrauen,
Die liebend uns des Lebens Bahnen führt,
Bis sie zum Schattenpfad unmerklich sich verliert,
Dann wandeln wir auch jenen sonder Grauen,
Und sehen in dem Pilger keinen Feind,
Nur einen ernsten, stillverschlossnen Freund. —

Wie wir es drüben finden? Ob ein schönres Le-
ben lacht?
Ob sich der Pfad verliert in ew'ge Nacht?
Wir klügeln's nicht heraus, und wenn wir alles
wissen,
Hier wandeln wir in Finsternissen,

Hier ist der Schlüsse Schluss! Beglückt ist, wer geniesst,
Bis sich zum langen Schlaf die Wimper senkt und schliesst. —

Such' auf dem Lebenspfad die Mitte,
Zu nah dem Abgrund lenke nicht die Schritte,
Es möchte dich nach seinen Tiefen ziehn.
Auch klimme nicht empor am steilen Bergesrande,
Schon Mancher fiel, der allzukühn
Sich zu den falschen Höhen wandte. —
Des Lebens Kunst ist leicht zu lernen, wie zu lehren,
Du musst vom Schicksal nie zuviel begehren,
Der, welchem ein bescheidnes Loos genügt,
Hat einen Schatz, der nie versiegt.
Dem Unersättlichen in jeglichem Genuss
Wird selbst das Glück zum Ueberfluss.
Und lerne Dir vertraun! Wer nur auf fremde Kräfte
Sein Hoffen stützt in der bewegten Welt,
Gleicht jenem Fuhrmann, hier im Bilde vorgestellt,
Der rathlos klagend stand, als das Geschick ihn äffte.

Der armen Rosse Kraft vermochte nicht die Lasten,
Dem Wagen aufgethürmet, fortzuziehn,

Sie sanken, und der Karrn mit Fässern und mit Kasten
Zerbrach, da sah der Mann des eignen Glücks Ruin.
Und nun verflucht er Rosse, Wagen,
Den Weg, die Fracht, den Schoos der ihn getragen,
Hierauf sich selbst, wie nur ein Fuhrmann fluchen kann,
Und rief den Himmel und die Hölle lästernd an.
Und sieh — es kamen Helfer, hoben wieder
Den Wagen auf — er stand. Der Rosse matte Glieder
Gewannen neue Kraft, und weiter ging die Fahrt.
Der Fuhrmann sang und pfiff nach seiner Art,
Doch ach, die Mächte, von ihm herbeschworen,
Sie hatten ihn zum Opfer auserkohren.
An einem Abhang, wo der Wagen schneller rollte,
Und er ihn eilend hemmen wollte,
Da fiel er hin, die Rosse brachte nichts zum Stehn,
Die Räder trafen ihn — es war um ihn geschehn. —

Das Unglück sitzt am Lebenswege lauernd,
Unvorbereitet trifft uns seine schwere Hand;
Sie muthig tragen, nicht unmännlich trauernd,
Ist besser meist, als Trotz und Widerstand.
Lernt leben, lernt im Handeln und im Dulden
Euch würdig zeigen, und die Prüfung nicht verschulden,
Dann werft ihr scheidend auf den Lebenspfad zurück,
Wenn euch der Pilger ruft, noch einen heitern Blick.

47.

DER BETTLER.

Der Wandrer war auf Golgatha getreten,
Die Sonne sank am fernen Bergesrand,
Der Iman rief vom Minaret zu beten,
Der Pilger aber faltet keine Hand.
Er kann nicht beten, denn er kann nicht hoffen,
Ihm zeigt sich nicht ein Zukunfthimmel offen;
Wer hoffen kann, vermag auch fromm zu sein,
Denn Hoffnung schliesst in sich den Glauben ein,
Und wer des Glaubens Himmelstrost erkoren,
Der wird nicht sinken, der ist nicht verloren,
Ihn richtet, strauchl' er auch im Pilgerlauf,
Die Liebe Gottes wieder auf.
Der Wandrer aber kennt die Liebe nicht,
Und er genügt nur eisern seiner Pflicht;
Kalt, theilnahmlos an Menschenwohl und Schmerz;
Gott wollt' es so, drum gab er ihm kein Herz,

Versagt' ihm Mitgefühl und Thränen,
Er kann ja nicht einmal, wie wir, sich glücklich
wähnen.
Und aus Erbarmen that auch das der Herr,
Denn welcher wäre wol unseliger,
Als Einer, der begabt mit fühlendem Gemüth,
Die Menschheit leiden und verzweifeln sieht?
Und jeden, der in Schmerzen jammert,
Der sich ans schwache Bret im Ozean geklammert,
Der leben will, nur leben — schonungslos
Muss stossen in des Abgrunds dunkeln Schoos?
Darum ward jenem auch Gefühl versagt,
Sonst wär' er längst verzweifelt und verzagt.

So stand er denn auf seiner Bergeshöh,
Und sah hinüber nach Getsemane,
Und sah hinunter auf die hochgebaute Stadt,
In der der Heiland einst gewandelt hat.

Wohin, Jerusalem war deine stolze Pracht?
Dein königlicher Glanz, o Zion, sank in Nacht!
In Babels Weiden weht noch flüsternder Gesang,
Wie Trauerharfenton, von deinem Untergang.
Du stehst, gleich einer Riesentrümmer,
Und mahnst an jenes Abends bleichen Schimmer,

Als er, der im Gericht uns einst erscheint,
Der Gottversöhnende, dich ahnungsvoll beweint. —

Der Pilger sah jetzt einen Bettler liegen,
Am Thor Jerusalems, mit gramentstellten Zügen,
Emporgestreubtem Haar, und wild verwachsnem Bart,
Und wandte sich hinweg, als er ihn kaum gewahrt.
Der Bettler krümmte sich auf moderfeuchtem Stroh;
Schon viele Monden lag er so,
Die Hüllen waren ihm von Körper abgefallen. —
Die Wandrer, die des Wegs vorüber wallen,
Sie wenden sich mit grauenvollem Blick
Vom Anschaun des Unseligen zurück.
In seinen Zügen ist der Schmerz versteint,
Der Augen Licht scheint längst schon ausgeweint,
Sein nackter Leib ist mumiengleich gedorrt;
Ach, seht das Jammerbild, erlasst das trübe Wort!

Wen traf so hart des strengen Schicksals Ruthe?
Die Sage ging, das sei der ew'ge Jude.
Er rufe oft im Namen des Alleinen
Den Pilger, doch er säh ihn nicht erscheinen.
Und leben liesse jener ihn, nur ihn,
Wenn allen Andern helfend er erschien.

Doch solches fasst kein Bild, die todten Worte beben,
Zu schildern Ahasvers bejammernswerthes Leben.
Wie oft er rief, höhnt ihn der Ruf dafür:
„Ich habe keinen Theil an Dir!“

Ob jene Sage wahr? Vielleicht, vielleicht auch nicht,
Es geht der Herr nicht ewig ins Gericht.
Des Thorwarts Tochter sah den armen, kranken Mann,
Ein schuldlos Mägdlein, und der Jungfrau Zähre rann.
Sie flehte von dem ewigen Erbarmen
Erlösung für den Aermsten aller Armen,
So heiss und brünstig, wie der Menschheit Engel fleht,
Wenn er am Flammenthron des Weltenrichters steht.

Die Bitten frommer Unschuld trug
Ein Seraph hin zum Stuhl der Gnade,
Und ihre Thränen löschten in dem dunkeln Buch
Des Sünders Schuld, er stand am Marktstein seiner Pfade,
Der Pilger trat ihm nah, und seine Stunde schlug. —

Auch von des Pilgers Wandrung schliesst hier der Bericht,
Doch zeigt uns noch ein seliges Gesicht
Im Sehertraum den Himmel offen,
Und wunderbar erfüllt, was wir vertrauend hoffen.

48

48.

DAS GERICHT.

Hallelujah dem Siegesmächtigen,
Der im Morgenroth auferstand,
Aus der Höhle, der mitternächtigen,
Und des Abgrunds Gewalten band!
Hallelujah dem Menschensohne,
Dess Erbarmung die Nacht durchblitzt,
Wenn auf strahlendem Sonnenthrone
Ueber Engeln er richtend sitzt!!

Aber fegt er die Welt mit Flammen,
Wenn sie vergehet, und wenn sie bricht?
Kann, der für uns gestorben, verdammen? —
Nein! der Allliebende kann es nicht!
Höhere Geister jauchzen in Klarheit,
Sonnen sich fröhlich am Licht des Herrn,
Und den Menschen strahlet die Wahrheit
Mehr und mehr, ein heiliger Stern.

Vater und Sohn und Geist vereinigt
Oeffnen der Seligkeit goldnes Thor,
Heben die sündige Menschheit gereinigt
In die Gefilde des Lichts empor.
Wie der Bogen voll Himmelsfarben
Friedeverkündend leuchtet und schön,
Tönt die Verheissung: „Alle die starben,
Sollen mit mir einst auferstehn!
Und es soll mir von meinen Garben
Keine Aehre verloren gehn!“ —

Sehnend nach der unendlichen Fülle
Seiner Erbarmung harret die Schaar;
Segnend tritt aus der Wolkenhülle
Der Gottpriester zum Hochaltar.
Und noch einmal füllt er die Schalen
Mit dem Blute, vergossen in Quaal,
Und umflossen von Himmelsstrahlen
Reicht er der Menschheit sein Liebesmahl.
Und ein klingender Donner verkündigt
Aus der Posaunen ehernem Mund:
„Hallelujah! Die Welt ist entsündigt!
Und der Heiland erneut den Bund!!“

Und siegprangend im Glorienglänzen
Ruft er nun die Erwählten hervor,

Schmückt sie mit unverwelklichen Kränzen,
Hebt sie zu Räumen des Lichts empor.
Und die zagenden, bangen Verirrten,
Die nicht gewandelt auf seiner Bahn,
Finden beglückt den verlornen Hirten,
Und gehören ihm wieder an.
Wie sie mit hochgehobnen Armen
Brünstig verlangen nach seinem Licht,
Hat er mit Allen, mit Allen Erbarmen,
Und verwirft auch die Sünder nicht.

Und der Wandrer, der rastlose Würger?
Irrt er einsam am todten Meer?
Ist er geworden Saharas Bürger?
Schifft er am eisigen Pol umher? —

Leben! Leben! Wie Klänge der Sphären
Jubelt es hier und jubelt es dort,
Leben will uns der Vater gewähren!
Leben! tönt's in Aeonen fort.
Leben, wo Welten in rollenden Kreisen
Strahlend die Pfade des Ewigen ziehn,
Leben, wo selige Cherubim preisen,
Leben, wo Geister nur denken Ihn!

Leben und Liebe, zwei heilige Bronnen
Quellen aus Gott und umströmen die Welt,
Die er durch Leben und Liebe gewonnen,
Und sie am Herzen väterlich hält.
Strahlend im Aether aus goldnen Sternen
Hat er die neue Zion gebaut,
Die Johannes in dämmernden Fernen
In Offenbarunggesichten geschaut! —

Lasst uns — noch drückt uns des Staubes Hülle,
Gläubig dem Tag entgegensehn,
Wo wir in seliger Lichtes Fülle
Vor dem barmherzigen Richter stehn!
O dann heben auch wir die Hände,
Und er schliesst uns die Pforten nicht zu.
Leben! Leben herrscht dann ohn' Ende!
Und der Pilger? — der ging zur Ruh. —